Die Entstehung der Sprachen

und andere Vorträge

von

Dr. Ludwig Harald Schütz

Dozent am Frankfurter Verein für orientalische Sprachen.

Druck von VOIGT & GLEIBER,
Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Dr. Ludwig Harald Schütz

Die Entstehung der Sprachen

und andere Vorträge

von

Dr. Ludwig Harald Schütz

Dozent am Frankfurter Verein für orientalische Sprachen.

Dritte vermehrte Auflage.

Mit dem Bild des Verfassers.

Inhalt:

Die Entstehung der Sprachen. Anhang: Die Sprache der Kinder. Ostasiatische Märchen. — Buddhistische Legenden. — Die indische Märchensammlung des Somadewa. — Indianische Sagen und Märchen. — Sagen und Märchen der Eingeborenen auf Neu-Guinea.

Frankfurt a. M.
Verlag von J. St. Goar
1915.

Seinen hochverehrten Freunden

dem trefflichen Kenner und
Erforscher der Hausa-Sprache

Herrn Professor Adam Mischlich

sowie

dem verdienstvollen Begründer
und ersten Vorsitzenden des
:-: Frankfurter Vereins für :-:
:-: orientalische Sprachen :-:

Herrn Kaiserl. deutschen
Generalkonsul F. G. Müller-Beeck

widmet diese Vortragssamm-
lung in aufrichtiger Zuneigung

der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Widmung 5
Vorwort 9
Die Entstehung der Sprachen 11
Anhang: Die Sprache der Kinder 41
Ostasiatische Märchen 55
Buddhistische Legenden 75
Die indische Märchensammlung des Somadewa 123
Indianische Sagen und Märchen 155
Sagen und Märchen der Eingeborenen auf Neu-Guinea 173
Zusätze 185
Nachwort 197

Vorwort.

Die im vorliegenden Bande gesammelten Vorträge wurden von mir in den letzten drei Jahren 1912, 1913 und 1914 zumeist in dem von mir mitbegründeten „Frankfurter Verein für Orientalische Sprachen“ gehalten. Nur den ersten Vortrag „Die Entstehung der Sprachen“, der das vorläufige Ergebnis meiner Studien in mehr als zweihundert Sprachen darstellt, hielt ich zuerst im „Frankfurter Polyglott-Club“, der mich zu seinem Ehrenmitgliede ernannte, und wiederholte ihn sodann vor den Mitgliedern der „Frankfurter Typographischen Gesellschaft“. Der wie alle andern Vorträge zuerst im „Frankfurter Verein für Orientalische Sprachen“ von mir gehaltene Vortrag „Buddhistische Legenden“, wurde von mir zunächst im „Frankfurter Frauen-Klub“ und kürzlich im Bremer Städtischen Museum unter Demonstration dortiger buddhistischer Statuetten wiederholt. Ich benutze die Gelegenheit, Herrn Direktor Prof. Dr. Schauinsland und Herrn Dr. Weissenborn vom Bremer Museum, wie auch Herrn Prof. Dr. Oppel-Bremen meinen wärmsten Dank für die mir bewiesene Freundlichkeit auszusprechen.

Der Beifall, mit dem meine sämtlichen Vorträge aufgenommen wurden, ermutigte mich zu ihrer Herausgabe in Buchform. Fast alle erschienen bereits ganz oder auszugsweise im Druck in

den Zeitungen „Frankfurter Zeitung“, „Frankfurter Warte“, „Weser-Zeitung“ und „Welt-Warte“.

Der Vortrag „Die Entstehung der Sprachen“ erschien zuerst in der „Welt-Warte“, dann Ostern 1914 in zweiter Auflage als besondere Schrift im Verlage von J. St. Goar und war wohl mit infolge der sehr günstigen Kritiken nach einem Vierteljahr vergriffen, so dass er nunmehr nach noch nicht Jahresfrist in dritter Auflage vorliegt.

Der Anhang: „Die Sprache der Kinder“ wurde von mir Herbst 1913 in den „Bremer Nachrichten“ als Feuilleton veröffentlicht.

Dem Wunsche der Verlagsbuchhandlung folgend habe ich nach einer Photographie des Frankfurter Photographen Heinrich Kreutz mein Bild beigegeben.

Für die mir bei der Korrektur geleistete wertvolle Hilfe spreche ich meinem Bruder, Oberlehrer Dr. E. H. Schütz in Bremen meinen besten Dank aus.

Frankfurt a. M., Herbst 1914.

Dr. Ludwig Harald Schütz.

Die Entstehung der Sprachen.

Für jeden, der eingehende Sprachstudien treibt, liegt es nahe, sich einmal mit dem Problem der Entstehung der Sprachen zu beschäftigen. Ich möchte mir daher erlauben, Ihnen in meinem Vortrage ein gedrängtes, aber, wie ich hoffe, anschauliches Bild von der Entstehung der Sprachen zu geben. Zunächst ein Gleichnis: Denken Sie sich einmal aus unserem Leben die Kenntnis der Sprache hinweg. Dann gäbe es keine Schulen, keine Predigten, keine militärischen Kommandos, keine Zeitungen, keine Bücher, aber auch keinen Handel. Die Kultur wäre mit einem Schlage bis in ihre Uranfänge zurückgerückt, denn unser ganzes Denken, das wesentlich an die Einkleidung der Begriffe in Worte gebunden ist, würde nur noch ein dumpfes Ahnen. Wir ständen am Anfange aller menschlichen Kultur, der Unterschied zwischen Mensch und Tier wäre nur im höheren Streben, im Ansatz eben zur Bildung der noch nicht vorhandenen Sprache, die Gesten ersetzen müssten, vorhanden. Ich glaube daher, dass es Ihnen Allen angenehm sein wird, wenn ich Ihnen heute dies hochinteressante Problem „Wie sind die Sprachen entstanden?“ vorführe und zu beantworten suche.

Bei einigen Sprachen können wir ohne weiteres angeben, wie und wann sie entstanden sind. Es sind dies erstens die von einzelnen Erfindern herrührenden künstlichen Sprachen, das 1879 von dem katholischen Geistlichen Schleyer erfundene Volapük, das von dem Arzte Zamenhof 1887 bekannt gemachte Esperanto und das Jdo genannte Reform-Esperanto von 1907. Alle diese künstlichen Sprachen beruhen auf dem Wortschatz lebender Sprachen, der geeignet ausgewählt und mitunter bedeutend vereinfacht wurde, und einer sehr vereinfachten Grammatik, die alles Unregelmässige vermeidet.

Auf einem ganz anderen Prinzip rücksichtlich des Wortschatzes beruht jedoch die bereits 1850 vollendete Kunstsprache des Franzosen Letellier. Bei ihr sind alle Wörter eigens neu erfunden und geben durch ihre Buchstaben die Begriffe an, aus denen sich der Gesamtbegriff des Wortes zusammensetzt. Aehnlich wie etwa „ILA“ die Internationale Luftschiffahrts-Ausstellung bedeutet und wie bei den Juden „Rambam“ den Rabbi Mose ben Maimon bezeichnet. Solche Zusammensetzungen der Anfangsbuchstaben mehrerer Wörter zu einem neuen finden sich im Hebräischen wie in der heutigen Technik sehr häufig.

Weitere künstliche Sprachen, bei denen das Datum der Erfindung einzelner Ausdrücke oft genau feststeht, sind die Sprachen der Wissenschaften, wie die chemische Zeichensprache und andere.

Auch bei einzelnen natürlichen Sprachen, wie dem Englischen und den romanischen lässt sich das Alter ungefähr feststellen. Das Englische hat sich aus dem Angelsächsischen und dem Französischen der normannischen Eroberer seit Ende des elften Jahrhunderts entwickelt, die romanischen Sprachen seit dem Ende des römischen Reiches aus dem Vulgärlatein der römischen Soldaten und Kolonisten mit meist geringem Einschlag aus der Sprache der Urbevölkerung und späterer Einwanderer. Allerdings ist hier die Frage nach dem Alter nur bedingt gelöst, da die Ursprachen, die zur Bildung dienten, ja selbst ihre Geschichte haben. Nehmen wir nun von den Kunstsprachen und den Sprachen der Wissenschaft Abschied und wenden wir uns der Entstehung der natürlichen Sprachen zu.

Die Frage, wie diese alten Sprachen entstanden, hat von jeher denkende Köpfe beschäftigt.

Bei den alten Griechen gab es hauptsächlich zwei Auffassungen. Die eine behauptete, die Sprache sei Thesei durch willkürliche Festsetzung entstanden, die andere nahm an, Physei durch natürliche Entwicklung. Im vierten Jahrhundert v. Chr. beschäftigte sich im Dialog „Kratylos" der berühmteste Schüler des Sokrates, Plato, mit der Entstehung der Sprache.

Der römische Dichter Lukrez, der 55 v. Chr. Geburt starb und zu der Philosophenschule der Epikuräer gehörte, schildert in seinem Buche De rerum natura „Von der Natur der Dinge" beredt den Ursprung der Sprache nach der Ansicht

seiner Schule. Ich will Ihnen die wichtigsten Verse nach der Uebersetzung Knebels vortragen. Lukrez schildert zunächst, wie der Mensch das Feuer kennen lernte und, da er durch seinen Gebrauch empfindlich gegen Kälte wurde, sich Felle zur Kleidung und Hütten zur Wohnung schuf und zu einem geselligen Leben kam. Dann heisst es:

Die Natur zwang selbst, die verschiedenen Töne der Sprache
Von sich zu schicken; Bedürfnis erdrang der Dinge Benamung
Fast auf die nämliche Art, wie das Unvermögen, zu sprechen,
Kinder zu treiben scheint, mit Geberden sich Hilfe zu geben
Und mit dem Finger auf das, was gegenwärtig, zu deuten.
Töricht ist es daher, sich einzubilden, es habe
Irgend ein einzelner Mensch den Dingen die Namen erteilet,
Nachher hätten sie erst von diesem die anderen erlernet.
Denn wie hätte der Eine gewusst, zu bezeichnen der Dinge
Jedes mit Stimm' und Wort und hervor die Töne zu bringen,
Während zur selbigen Zeit es keiner der andern vermocht hat?
Ferner, wann ähnlich sich nicht auch andre der Sprache bedienten,
Woher entstand davon der Begriff? Wie hatte der Eine

Nur das Vermögen, zu wissen und durchzusehen den Nutzen
Dessen, was könnt' entstehn, was er selbst vorhatte zu machen?
Einer hatte doch auch nicht Macht, zu zwingen die Mehrern,
Dass sie die Namen der Dinge gelehrig mussten erlernen;
Hätt' auf keinerlei Art die Tauben bereden und lehren
Können, was nötig, zu tun. . . .
Was ist endlich hierin so grosser Bewunderung würdig,
Dass das Menschengeschlecht, mit Zung' und Stimme begabet,
Nach dem verschied'nen Gefühl ansprach die verschiedenen Dinge?
Gibt ja das stumme Vieh, auch selber die wilden Geschlechter,
Laut und Stimme von sich, die ungleichartig verschallen,
Treibet sie Furcht oder Schmerz und wandelt sie fröhliche Lust an.
Täglich gibt die Erfahrung hiervon uns klare Beweise.

Die hier dargestellte Theorie der Entstehung der Sprache deckt sich zum Teil mit den Schilderungen bei den fast gleichzeitigen Schriftstellern Vitruv und Diodor von Sizilien. Vitruv lässt im ersten Kapitel des zweiten Buches seiner Architektur ebenfalls die Erfindung der Benutzung des Feuers der Erfindung der Sprache voran-

gehen und sie veranlassen. Anders Diodor. Bei ihm treibt die Furcht vor wilden Tieren die Menschen zusammen, und dies Zusammensein gibt die Veranlassung zu einer rohen Verständigung mit Gesten und Lauten, die sich schliesslich zur Sprache entwickelt.

Bei Vitruv findet eine Festsetzung der Worte, welchen die Gesten vorausgehen, allmählich durch die Gewohnheit statt. Es würde mich zu weit führen, wollte ich Ihnen heute die ganze interessante Geschichte der Lösungsversuche des Problems der Entstehung der Sprachen auseinandersetzen, um das sich Männer wie Herder, Adelung, Wilhelm von Humboldt, Jakob Grimm, Lazarus Geiger, Darwin, Noiré, Wundt, Friedrich Müller, Schrader, Curti, Max Müller, Steinthal, Kleinpaul, Paul, Häckel, Trombetti, Freudenberger und Meyer-Rintelen, um nur diese zu nennen, zum teil äusserst erfolgreich bemüht haben.

Nachfolgende Bemerkungen mögen Ihnen jedoch ein eigenes Urteil erlauben.

Die genannten Forscher haben sehr dankenswerte Beiträge zur Lösung unseres Problems geliefert, dabei aber meist mit einer einzigen Theorie alles zu erklären gesucht. Um nur einige Beispiele hervorzuheben, so wird von einer Reihe von Forschern die sogenannte Onomatopöie als einzige Grundlage angesehen. Onomatopöie heisst wörtlich nur „Worterschaffung“. Darunter versteht man jedoch folgendes: Das Kind nennt einen Hund Wau-Wau, im Chinesischen heisst die Katze miuh, im Grönlän-

dischen die Ziege mek-mek, im Botokudischen das Schaf mäh mäh. Das Rebhuhn heisst im altindischen Sanskrit, der „Krah“macher, Krakara.

Sie sehen aus diesen Beispielen, denen man unzählige andere beifügen könnte, wie deutlich hier die Entstehung des Wortes ist. Es bildet einfach den Schrei des zu bezeichnenden Tieres nach. Die fanatischen Onomatopoetiker, und zu diesen kann man viele sich mit unserem Problem beschäftigende Laien rechnen, behaupten nun, alle Wörter seien so entstanden, also, wie wenn man Lo-ko-mo-tive aus der Nachahmung des ruckweisen Auspuffens des Dampfes lo-ko-mo und des Pfiffes der Lokomotivpfeife „tiv“ ableiten wollte. Es ist aber jedem Lateinkundigen bekannt, dass das Wort Lokomotive aus dem Lateinischen kommt und eine loco „vom Orte“ motiva „fortbewegende“ Maschine bedeutet.

Die Gegner der Schallnachahmungstheorie verfallen nun aber wieder in den Fehler, kein Wort auf diese Art zu erklären, was natürlich auch verkehrt ist.

Ebenso gibt es Gelehrte, die die Sprache aus unwillkürlichen Ausrufen ableiten. Wenn ich jemand versehentlich auf den Fuss trete, so schreit er unwillkürlich „au“. So wenig sich nun leugnen lässt, dass einige Worte so abzuleiten sind, so sicher ist die Verallgemeinerung auf alle Worte verkehrt. Ja sogar eine Interjektion wie „o Je“, ist nicht auf diese Weise zu erklären, sondern ein im Laufe der Zeit verstümmeltes „O Jesu“.

Weiter wird mit Recht hervorgehoben, dass einige Wörter den Lalllauten des Kindes entstammen. So heisst bei uns der Vater Papa, die Mutter Mama. Im Lateinischen heisst die Mutterbrust mamma, im Grusinischen, einer Sprache des Kaukasus, der Vater mama, in der dravidischen, d. h. urindischen, Sprache Telugu, heisst das Kind „papa". Bei den Indianern von Tucurà bedeutet dagegen papa die Mutter.

So richtig es ist, solche Wörter aus dem Lallen des Kindes zu erklären, dem die Eltern diese Bedeutungen unterlegen, ebenso leicht kann es zu Missverständnissen führen, wenn Häckel sagt, die stufenweise Entwicklung der Sprache beim Kind stelle eine Rekapitulation der phylogenetischen Entwicklung, d. h. der Entwicklung der menschlichen Sprache im Laufe der Urgeschichte der Menschen dar. Ich brauche bloss daran zu erinnern, dass eines der ersten Wörter des heutigen Kindes „Auto" ist, ein Begriff, den die Urzeit gewiss noch nicht kannte.

Sehr lehrreich ist allerdings die Kindersprache für das Verständnis der Sprachentstehung. — Ich habe mich daher eingehend mit ihrer Erforschung befasst und Material über die Kindersprache möglichst vieler Völker zu beschaffen gesucht. Falsch ist es jedoch, dabei zu übersehen, dass vieles in der sogenannten Kindersprache gar nicht Erfindung des Kindes ist, sondern dem Kinde erst von seiner Umgebung beigebracht wird, und dass das heutige

Kind in einer ganz anderen Kultur aufwächst wie der Urmensch.

Weiter ist es zwar sicher, dass in einem gewissen Grade auch Tiere eine Sprache haben, wenn man darunter versteht, dass sie sich durch Laute mit ihren Genossen verständigen, sie herbeirufen, vor Gefahr warnen und einander Liebesanträge machen können. Allein, wenn Darwin in seinem berühmten Werke „The descent of man“ die Warnungsschreie, welche, um vor einem Raubtier zu warnen, dessen Ruf nachahmen, als ersten Schritt zur Sprachbildung bezeichnet, so ist dies doch nur ein kleiner Schritt in der Entwicklung der menschlichen Sprache und kein entscheidender, denn Warnungsrufe hat auch das Tier, und die menschliche Sprache lässt sich nicht im Wesentlichen auf Warnungsrufe zurückführen.

Wenn wir fragen, was machte den Menschen, der bereits Warnungs- und Lockrufe wie viele andere Lebewesen ausstiess, erst zum Menschen, so sind es im wesentlichen seine Erfindungen, die ihn über das Tier stellen, so dass Franklin den Menschen als tool-making animal, das Lebewesen, das Werkzeuge macht, bezeichnen konnte.

Da ist es nun von grösstem Interesse, dass bei weitem die meisten Wörter aller Sprachen sich auf Ausdrücke zurückführen lassen, die primitive Erfindungen darstellen. Um Ihnen, verehrte Anwesende, diese merkwürdige Tatsache deutlich erkennbar zu machen, muss ich Ihnen erst den Begriff der „Sprachwurzel“ er-

läutern. Nehmen wir irgend ein deutsches Wort etwa das Wort „Zusammensetzung". Es gibt eine ganze Reihe anderer deutscher Wörter, die mit dem Wort „zusammen" als erstem Bestandteil anfangen, der selbst wieder zusammengesetzt ist. Auch haben viele deutsche Wörter die Endung „ung", wie „Empfehlung", „Hoffnung" usw. Der letzte Bestandteil aber ist sozusagen der Kern des Wortes. Es ist die Silbe „setz". Es ist diese Silbe der wichtigste Wortbestandteil. Im Englischen heisst es „set". Nun stammt aber weiter „setzen" von „sitzen" und bedeutet „sitzen machen", wie „tränken" „trinken machen", „senken" „sinken machen" bedeutet. Das Ursprüngliche ist also „sitzen", englisch to sit. In der in ältestem Dokument uns erhaltenen germanischen Sprache, im Gotischen, in welchem der Bischof Ulfila, eigentlich Wulfila, Wölflein, im vierten Jahrhundert nach Christus die uns in vielen Teilen erhaltene Bibelübersetzung abfasste, heisst „sitzen" sitan; an ist Infinitivendung, der Stamm ist also im Gotischen „sit" gerade wie das Wort noch heute englisch lautet. Im Lateinischen heisst ich sitze sedeo, Stamm „sed", und im Altindischen in dem uns die ältesten Dokumente einer indogermanischen Sprache erhalten sind, heisst „ich sitze" sadmi, Stamm „sad". Dieses „sad" lässt sich nun nicht weiter zurückführen. Man nennt daher sad, aus dem wie aus einer Wurzel der Baum mit seinen vielen Aesten, so die verschiedenen Wortstämme, die mit setzen, sitzen zusammenhängen, hervorgehen, die Wurzel des Wortes

sadmi. Oft fallen Stamm und Wurzel zusammen, oft ist dies aber auch nicht der Fall. So wird im Deutschen oft ein anderer Stamm, im Imperfekt benutzt als im Präsens. In „ich sitze" ist der Stamm „sitz", in „sie sassen" ist der Stamm „sass". Aber die Wurzel ist „sitz", ursprünglich „sit", wie wir sahen, und im Altindischen „sad". Ferner geht auch der Stamm „setzen", wie wir sahen, auf sit, sad zurück.

Man hat nun alle altindischen Wörter auf etwa 1000 Wurzeln zurückgeführt. Der verdiente deutsche Sprachforscher Max Müller († 1900), welcher in Oxford in England wirkte, hat dann diese 1000 Wurzeln weiter in seinem Buche „Das Denken" in 121 Begriffskategorien eingeordnet.

Was stellen nun diese Begriffskategorien, die also die Wurzeln des ganzen überreichen altindischen Sprachschatzes umfassen, dar?

Ich will Ihnen zur Charakterisierung die ersten sechs aufzählen.

Es sind:

1. Der Begriff „graben" dargestellt durch die Sanskritwurzeln K H A N und K H Ā.
2. Die einander verwandten Begriffe Flechten, Weben, Nähen, Binden, die also einen Grundgedanken etwa „flechtend verbinden" darstellen.

   Hierher gehören die Sanskritwurzeln U m B H zusammenschnüren, K A R n T spinnen, K L A T H zusammendrehen, sich drehen, rollen und noch eine grosse Zahl

weiterer Wurzeln mit dem gemeinsamen Inhalt „flechtend verbinden".

3. Die wieder untereinander verwandten Begriffe: Zermalmen, zerstossen, zerstören, verwüsten, reiben, glätten mit den Wurzeln KRAKSH, KSHUnD, GHATT, GHARSH usw.

4. Schärfen KSHNU u. s. f.

5. Schmieren, färben, kneten, hartmachen.

Es ist dies eine sehr interessante Begriffsgemeinschaft, aus dem „schmieren" entsteht, die Schmiere, die Schminke, die Farbe. Hierzu gehört AñG, und DIH, salben, schmieren, das mit lateinisch tingo, färben, zusammenhängt.

6. Der sechste Fundamentalbegriff lautet „kratzen".

Hierzu gehören RAD kratzen, KARSH pflügen und LIKH schreiben neben einigen andern.

Sie sehen, verehrte Anwesende, meist haben wir es mit primitiven Tätigkeiten zu tun, mit der Tätigkeit einfachster Kultur. Es ist das grosse Verdienst Noirés, hierauf hingewiesen zu haben.

Ganz Aehnliches fand ich, als ich das etymologische Wörterbuch der turkotartarischen Sprachen des kürzlich verstorbenen vorzüglichen ungarischen Sprachforschers Vámbéry daraufhin untersuchte, wie ich schon vor Jahresfrist*) in meinen Vorlesungen im Frankfurter Verein für orientalische Sprachen darlegen konnte.

*) Sommer 1912.

Und auch die semitischen dreikonsonantigen Sprachwurzeln lassen sich auf einsilbige Primärwurzeln zurückführen, welche primitive Tätigkeiten darstellen.

Wie erklären sich nun aber diese primitiven Sprachwurzeln selbst? Nehmen wir etwa die Sanskritwurzel RAD kratzen, so ahmt dieselbe augenscheinlich oder vielmehr deutlich hörbar das Geräusch des Kratzens RAD nach. Es ist nun gar nicht zu bezweifeln, dass alle Wurzeln, soweit sie nicht ursprünglich etwa noch eine andere uns verloren gegangene Gestalt hatten, entweder schallnachahmend, oder als unwillkürlicher Ausruf bei der betreffenden Tätigkeit oder durch Uebertragung zu erklären sind. Mit letzterem Ausdruck meine ich verschiedenes. Bei irgend einer Tätigkeit kann zufällig die Erinnerung an eine andere mitwirken. Auch kann man sich an den Schmerz erinnern, die sie bei ungeschickter Handhabung hervorrief, oder der Muskelreiz kann sich auf die Sprachmuskeln direkt übertragen.

Wir haben uns nun meiner Ansicht nach folgende Vorstellung von der Entstehung der Sprachwurzeln zu machen.

Der bereits unwillkürliche Gesten zur Verständigung anwendende Mensch, welcher wie andere Lebewesen auch schon Rache-, Wut- und Liebesschreie, auch Warnrufe ausstiess, lernte aufwärts gehen, die Sprachorgane konnten sich dadurch besser ausbilden, er erfand primitive Geräte, unter anderm zum Aufwühlen des

Bodens. Beim gemeinsamen Graben und Hakken stiess er Schreie aus, zunächst rein physiologisch unwillkürlich durch Beeinflussung der Kehlkopfmuskeln durch die arbeitende Tätigkeit. Diese waren oft zugleich lautmalend und dienten dann zur Bezeichnung der betreffenden Tätigkeit, RAD bedeutete also etwa „Kratzen“.

Wenn nun dieser Laut ausgestossen wurde, so konnte er heissen „komm und hilf mir den Boden aufkratzen“, er konnte auch bedeuten „sieh' mal, was ich da beim Kratzen gefunden habe“ und anderes. Zunächst bedeuteten solche Wörter, wie verschiedene Sprachforscher richtig erkannten, einen ganzen Satz, bezw. eine ganze Reihe Sätze. Die Bedeutung schwankte nach den Umständen. Erst sehr allmählich konzentrierten sich dann die Bedeutungen der schillernden Wörter auf eine einzige.

Der Laie nimmt leicht an, dass das erste, was etwa benannt wurde, sinnfällige Erscheinungen waren, wie etwa der Himmel, die Erde, der Wolf u. s. f. Allein sehen wir uns einmal diese Wörter etwas näher an. Lateinisch heisst der Himmel coelum, dies geht auf griechisches Κοῖλον zurück, das Höhlung bedeutet. Also erst lernte der Mensch aushöhlen, dann erst bezeichnete er den Himmel als eine Höhlung, wie wir ja auch von Himmelsgewölbe sprechen.

Erde heisst lateinisch terra, dies hängt zusammen mit tero, ich reibe, bedeutet also das „Zerriebene“. Also erst lernte man „zerreiben“, dann erst bezeichnete man die Erde, zunächst

nur die oberste Erdschicht. Der Name wurde dann später auf ganze Länder und zuletzt auf die Erde als Weltkörper übertragen.

Wolf heisst auf altindisch vrika, slavisch vlk, beides geht zurück, wie auch unser Wort „Wolf“ selbst, auf eine indogermanische Wurzel welk, ziehen, rauben, so dass der Wolf der „Räuber“ ist.

Während es also sicher verkehrt wäre, dieses Wort etwa auf das Geheul des Wolfes zurückzuführen, also lautmalend zu erklären, so ist es andererseits auch verkehrt, einen Tiernamen, wie miuh für Katze, nun par force auf eine Tätigkeitswurzel zurückzuführen. Der Irrtum vieler seitheriger Forscher besteht eben in ihrer Einseitigkeit. Nicht auf eine einzige Ursache lässt sich ein so komplizierter Vorgang wie die Entstehung der Sprachen zurückführen, sondern eben eine ganze Reihe verschiedenartiger Momente wirkten hierbei mit. So die auch bei Tieren vorkommenden Rache-, Wut- und Liebesschreie, die ebenfalls auch schon bei einzelnen Tieren, wie der Spottdrossel, sich findende Nachahmungslust, die sehr wichtige und bemerkenswerte Schallnachahmung, die Lallwörter der Kinder, die unwillkürlichen Ausrufe und die Kommandoworte bei gemeinsamer Tätigkeit und vieles andere. Sehr wichtig ist aber, dass die überwiegende Mehrzahl aller Wurzeln Tätigkeitswurzeln sind. Allerdings müssen sie selbst wieder verschiedenartig erklärt werden, nämlich aus physiologisch

zu erklärenden unwillkürlichen Ausrufen und bewusst lautmalenden.

Was die Zeit anlangt, in welcher die Sprachwurzeln entstanden, so ist dieselbe natürlich sehr ungewiss. Aus der Art, wie die einzelnen Sprachen sich im Laufe der Zeit abgeschliffen haben, hat der italienische Sprachforscher Trombetti, der sich vom Barbierlehrling durch seine grosse Begabung für Sprachen und seinen Fleiss in kurzer Zeit bis zum Universitätsprofessor emporarbeitete, ein Alter von 30 000 bis 50 000 Jahren berechnet. Man kann zwar in Frage ziehen, ob eine derartig genaue Schätzung überhaupt möglich ist, das ist aber sicher, dass die menschlichen Sprachen schon auf eine sehr lange Entwicklung zurücksehen können.

Nun betitelt Trombetti sein berühmtes Werk L'unità d'origine del linguaggio, d. h. „Die Einheit des Sprachursprungs".

Es hat seit den ältesten Zeiten zwei Theorien gegeben. Die eine führt alle Sprachen auf eine Ursprache zurück, die andere auf mehrere Ursprachen.

Ich persönlich bin der Meinung, dass nach dem heutigen Stande der Forschung jede der beiden Eventualitäten möglich ist, es kann eine, es kann verschiedene Ursprachen gegeben haben. Die erste Annahme erklärt die überraschende Aehnlichkeit in Bau und Wortschatz oft auch entlegener Sprachen, die andere die zahlreichen Verschiedenheiten.

Wenden wir uns nun zum Schluss den beiden Fragen zu: 1. *Wie entwickelte sich der Wortschatz der Sprachen weiter aus den Wurzeln?* 2. *Wie entstand die Grammatik?*

Die Weiterentwickelung des Wortschatzes erfolgte in dreifacher Weise. Erstens durch Lautveränderung der Wurzel. Dies hat vor allem Meyer-Rintelen sehr schön in seinem Buche „Die Schöpfung der Sprache“ gezeigt.

Gitter und Gatter, Flitter und Flattern, Kiste und Kasten etc. sind verwandte Begriffe, die durch sonst gleichlautende Wörter bezeichnet werden, bei denen nur der Vokal verändert ist. Das griechische Wort γίγνεσθαι „werden“, kann in dieser Weise seine Stammsilbe in folgende Gestaltungen, die alle vorkommen, umformen:

gĕn, gŏn, găn, gĭn, gŭn
gēn, gōn, gān, gīn, gūn
gein, goin, gain, geun, goun
gaun, gn.

Es können aber oft statt Vokaländerungen auch Konsonantenänderungen vorkommen.

So wird vor allem l und r oft vertauscht.

So heisst altindisch sarati er fliesst, salilas fliessend, hiervon salum das Meer und übertragen sal das Salz.

Hier sehen Sie gleichzeitig wie das Wort für Salz auf einen Tätigkeitsbegriff, „fliessen“, zurückzuführen ist.

Solche Vertauschungen finden aber nun nicht nur zwischen r und l statt, sondern zwischen sehr vielen Konsonanten.

Sie sehen, wie gross auf diese Weise die Zahl ähnlicher aus einem einzigen abgeleiteter Wörter werden muss. Diese bedeuten ursprünglich dasselbe, werden aber dann, wenn das ursprüngliche Wort, wie dies meist der Fall ist, eine ganze Anzahl Bedeutungen schillernd und mehrsinnig in sich fasst, benutzt, die einzelnen zu präzisieren.

Ausser durch Vokalwechsel und Konsonantenvertauschung arbeitet nun aber die Sprache auch mit Umstellungen. Roland heisst italienisch Orlando. Timor und metus bedeuten beide Furcht. Hier hat auch noch Vokalwechsel stattgefunden. Aehnlich entspricht sich wohl Tugend und Gut.

Also durch Vokalwechsel, Konsonanten-Vertauschung und -Umstellung entstehen aus wenigen Ur-Wurzeln, meist primitiven Tätigkeitswurzeln, eine grosse Anzahl neuer.

Eine zweite sehr wichtige und fruchtbare Vermehrung des Wortschatzes entsteht durch die Anwendung der Worte in bildlicher Ausdrucksweise. Ueberhaupt denken und sprechen wir fast stets in Bildern.

Wir sahen schon, dass Farbe ursprünglich Schmiere bedeutet. Wie ist nun aber ein so abstraktes Wort, wie etwa „Denken“ entstanden? Dies zeigt uns sehr deutlich ein hebräisches Wort für Denken charasch. Ursprünglich bedeutet es nur ritzen, dann ackern, dann

geistig „ackern“, Denken. Auch in unserer wie in allen andern Sprachen gibt es, wie schon eben betont, unzählige solcher Bilder. Wir fragen, „Was ist Ihre Ansicht“ und meinen, „Wie denken sie über diesen Fall?“ Wir sprechen von dem guten oder schlechten „Ruf“ eines Menschen und meinen damit die Beurteilung seines sittlichen Verhaltens seitens seiner Mitmenschen. Wir sprechen von schreienden Farben und von hellen Tönen, der Schimpfende nennt seinen Gegner einen Esel, um ihn als Dummkopf zu bezeichnen. Kurz, nicht nur die Sprache des Dichters, auch die des gemeinen Mannes wimmelt von Bildern aller Art.

Oft sind diese Bilder sehr alt und entsprechen längst vergangenen Kulturepochen.

Ueberhaupt benutzen wir die Worte meist nur als Rechenpfennige für unsere Gedanken. Wir lernen gewisse Gedanken mit gewissen Lauten associieren und denken gar nicht über die ursprüngliche Bedeutung nach. Auch ist diese mehrfach so verwischt, dass nur wissenschaftliche und mühsame Studien sie festzustellen vermögen, vielfach ist es geradezu auch dem Forscher unmöglich.

Wie wir sahen, erfolgt eine ganz erhebliche Vermehrung unseres Wortschatzes durch Bilder. Allein nicht nur der Wortschatz, auch der Gedankenschatz bereichert sich mit der neuen Vokabel. So bildeten sich die Worte und Begriffe für die einzelnen Farbentöne, wie der Frankfurter Forscher Lazarus Geiger zeigte, erst sehr allmählich aus. Die Griechen unter-

schieden noch nicht das Blau als besondere Farbe. Wir haben eine ganze Reihe Nuancen Blau, Himmelblau, Dunkelblau, Lila, Bläulich usw.

Der Ausdruck Himmelblau führt uns nun zur letzten*) ebenfalls ungemein fruchtbaren Erweiterung der Sprachwurzeln, nämlich durch Zusammensetzung.

Gross ist die Fruchtbarkeit der deutschen Sprache in dieser Hinsicht.

Ich erinnere nur an das Wort Einkommensteuerveranlagungskommission.

Im Chinesischen heisst eins der Worte für Kopf náo-tei, Gehirn-tasche, ähnlich wie wir im Scherz vom Verstandeskasten reden.

Tschin heisst im Chinesischen Goldstück, Tschien tausend, Tschien-tschin 1000 Goldstücke ist eine höfliche Bezeichnung für die Tochter des Hauses und entspricht etwa unserem „Ihr Fräulein Tochter“.

Ebenso bedeutet Wan wu, „die zehntausend Dinge“, die Welt.

Es entsteht also durch Zusammensetzung ein neuer Begriff, der im einzelnen Worte gar nicht enthalten ist.

Mit der Ausbildung der Sprachorgane verfeinerte sich die Sprache, verfeinerte Sprache wirkte auf das Organ veredelnd zurück. Mit Sprache und Denken entwickelte sich im gemeinsamen Fortschritt das Gehirn, mit der Ausbildung des Gehirns, Sprache und Denken.

*) Eine allerletzte, auch sehr fruchtbare Erweiterung ist die Anwendung von „Fremdwörtern.“

Erfährt jemand eine Schädigung des Sprachenzentrums im Gehirn, das in der linken Kopfhälfte liegt, so verliert er die Sprache ebenso gut, als wenn ihm die Zunge oder der Kehlkopf fehlt.

Mit der Ausbildung der Sprache bildet sich der Verstand und umgekehrt, stets findet Wechselbeziehung statt.

Ich komme nun zum Schlusse meines Vortrags, zur Beantwortung der Frage: Wie entstand die Grammatik?

Wenn jemand die höchst komplizierte arabische Grammatik betrachtet oder das viele tausende von Formen zeigende türkische Verbum oder den sinnreichen Aufbau der Bantunegersprachen oder die merkwürdigen ganze Sätze mit einem Riesenwort wiedergebenden Sprachen der Indianer und Grönländer oder auch nur die den meisten vertrauteren Grammatiken des Deutschen, Englischen, Französischen, Russischen usw., so ergeht es ihm, wenn er naiv ist, um ein Gleichnis von Adelung zu benutzen, leicht wie einem Wilden, der vom Innern des Landes, wo er vielleicht nicht einmal einen Kahn sah, ans Meer kommt und dort ein modernes mit allem Raffinement der Technik ausgestattetes Kriegsschiff sieht. Er glaubt sich einem unerklärlichen Zauberwerk gegenüber. Allein, wenn der Wilde etwa die Geschichte der Schiffahrt und Technik vom ersten einfachsten Anfange an entwickelt bekäme, so würde ihm das Wunder allmählich schwinden, und ähnlich geht es demjenigen, der die Geschichte der Sprachen verfolgt.

Den meisten Aufschluss geben uns hierbei Betrachtungen über den Bau der Sprachen selbst, denn selbst die ältesten Sprachdokumente zeigen uns die Grammatik bereits auf ziemlicher Höhe, und auch die Sprache des einfachsten Wilden entbehrt derselben nicht. Ist doch, wie wir sahen, seit der Entstehung der Sprachen bereits ein sehr langer Zeitraum verstrichen.

Die heutigen lebenden Sprachen lassen sich grammatikalisch im allgemeinen in vier grosse Gruppen teilen: in flexionslose, agglutinierende, inkorporierende und flektierende.

In Bezug auf die Formenlehre sind die flekionslosen am einfachsten und wir wollen daher mit diesen beginnen.

Zuvor noch kurz die Verdeutschung obiger vier Bezeichnungen. Flexionslos bedeutet ohne Flexion, agglutinierend heisst zu Deutsch aneinander leimend, inkorporierend zu Deutsch einverleibend und flektierend heisst Biegung der Wörter, Abänderung bei der Deklination und Konjugation zeigend.

Zu den flexionslosen Sprachen zählen vor allem das Chinesische und die Sudansprachen.

Diese Sprachen kennen keine eigentliche Deklination, d. h. je nach dem Zusammenhang und der Stellung im Satz kann etwa das chinesische Wort schen der Mensch, des Menschen, dem Menschen, den Menschen, die Menschen usw. bedeuten.

Nur der Genetiv kann durch eine nachgestellte Partikel, im Altchinesischen tschi ausgesprochen, bezeichnet werden.

Diese Partikel hatte ursprünglich eine hinweisende Bedeutung.

In der Ewesprache benutzt man, um den Genetiv auszudrücken, die Partikel w'e. Dies Wort bedeutet eigentlich etwas ganz konkretes, nämlich Platz, Ort, Heim, Eigentum, also heisst da ale Schaf bedeutet, und afo Fuss, ale w'e afo „des Schafes Fuss", eigentlich „Schaf Ort Fuss".

Ebenso sind auch die Präpositionen in, auf usw. ursprünglich Substantiva; ngo heisst in der Ewesprache „Vorderseite" und „vor", dome „Zwischenraum" und „zwischen" usw. Ich will hier gleich bemerken, dass auch in anderen Sprachen die Präpositionen so zu erklären sind, es sind ursprüngliche Substantiva, mitunter auch Verba. So wird der Dativ durch vorgesetztes „geben" na im Ewe bezeichnet.

Ebenso sind die Zahlwörter ursprünglich Substantiva, so bedeutet das malaiopolynesische Wort lima eigentlich Hand, dann fünf.

Bei den Mosquitoindianern heisst fünf mataschip Hand — Finger und 10 wata-wal-schip Hand zwei Finger, die Finger zweier Hände.

Sehr bezeichnend heisst im Arrowakischen elf biamantekabe aba kutihibena tupakütan
2 Hände und eine Zehe darüber.

Noch heute zählen zahlreiche Naturvölker an ihren Fingern und Zehen. Es gibt Völker, die nur die Zahlen eins und zwei kennen und

alles weitere durch vorgestreckte Finger andeuten.

Doch, um wieder auf das Chinesische zurückzukommen: Ebenso einfach wie die Deklination ist die Konjugation.

Lai bedeutet „ich komme", „du kommst", „wir kommen" usf. Aber auch „ich kam", „ich werde kommen". Will man betonen, dass Vergangenheit oder Zukunft gemeint ist, so setzt man Wörtchen wie tschiu sodann, künftig, oder liao vollendet, vergangen hinzu.

Aehnlich verhalten sich die Sudansprachen.

So einfach nun aber auch die genannten flexionslosen Sprachen in grammatischer Hinsicht sind, so falsch wäre die Annahme, als ob sie etwa einen Urzustand der menschlichen Sprachen darstellten. Im Gegenteil zeigt uns ihre sehr fein ausgebildete Wortbildung und Satzstellung eine hohe Stufe der Entwicklung. Ebenso auch die Tatsache, dass die einsilbigen Wörter dieser Sprachen in verschiedenen Tonhöhen gesprochen werden, um gleichlautende von verschiedener Bedeutung zu unterscheiden. Man nimmt mit Recht an, dass diese Töne durch Abschleifen mehrsilbiger Worte entstanden sind. Das heutige Englisch ist ebenfalls fast einsilbig. Die englischen Kinder stolpern anfangs über jedes mehrsilbige Wort. Trotzdem ist, wie ein Vergleich mit dem verwandten Deutschen oder dem Angelsächsischen, aus dem das heutige Englisch unter Hinzutritt des Französischen der Normannen entstanden ist, zeigt, die ursprüng-

liche Form der Wörter oft mehrsilbig. Der Gebrauch hat nur die Wörter abgeschliffen.

Der Vorgang ist etwa der: einsilbige Wurzeln bilden Zusammensetzungen, es entstehen mehrsilbige Wörter, besonders bei der Deklination und Konjugation, diese schleift aber der Gebrauch wieder zur Einsilbigkeit ab. Aehnlich wie etwa ein Geldstück erst eine Form aufgeprägt bekommt und dann der Gebrauch dieselbe wieder nimmt. Daher muss eine zu abgegriffene Sprache wieder sich neu formieren, dies geschieht im Chinesischen durch Zusammensetzen zweier Wörter ähnlichen Sinns, deren jedes allein aber eine schillernde Bedeutung hat. Die agglutinierenden oder aneinanderleimenden Sprachen, wie die ural-altaischen, zu denen Ungarisch und Türkisch zählen, und die grosse Gruppe der Bantusprachen in Afrika zeigen sehr deutlich, was die flektierenden Sprachen nur undeutlich erkennen lassen, wie die einzeln zusammengesetzten Deklinations- und Konjugationsformen entstanden. Einige wenige Beispiele mögen genügen.

Im Ungarischen heisst a tehén*) „die Kuh", a tehén-ek „die Kühe", a tehénet „die Kuh", Akkusativ Sing., a tehéneket „die Kühe", Akkusativ Plural. D. h. die Zeichen für Plural und Akkusativ werden einfach aneinandergefügt, aneinandergeleimt, agglutiniert.

*) Der Akzent bezeichnet im Ungarischen nur Silbenlänge, nicht den Wortton. Dieser ruht stets auf der ersten Silbe.

Beim ungarischen Verbum haben wir

fogad-ok „ich empfange", fogadsz „du empfängst", fogad-and-ok „ich werde empfangen", fogad-and-sz „du wirst empfangen". Die Zeichen für die Zeit und für die Personen werden einfach addiert.

Im Prinzip ähnlich ist nun der Vorgang bei den inkorporierenden und unseren flektierenden Sprachen.

Im Deutschen haben wir ich liebe, und ich liebte, das „t" ist das zugefügte Zeichen der Vergangenheit. Ganz ähnlich hat hierfür, das Lateinische ein „b", das Russische ein „l". Ausserdem werden in den modernen Sprachen vielfach Hilfszeitwörter angewandt, j'ai aimé ist aus amatum habeo entstanden, ich habe geliebt. Bei den inkorporierenden Sprachen wie beim Grönländischen bedeutet ein einziges Wort mitunter einen ganzen Satz. Dies kommt daher, dass das Grönländische eine ganze Anzahl Verbalausdrücke besitzt, die dann einfach an das Substantiv angehängt werden. So bedeutet liachpoq er sucht etwas auf. Aus manik „Ei" und liachpoq wird dann maniliachpoq „er sucht Eier auf", Qapochtoq — liachpoq heisst „er begibt sich nach dem Orte Qapochtoq" u. s. f.

Sehr geehrte Anwesende! Im Raume einer Stunde lässt sich unser hochinteressantes Thema natürlich nicht erschöpfen. So musste ich mir versagen, auf die merkwürdige Vokalharmonie der uralaltaischen Sprachen und die seltsame Konkordanz der Bantusprachen näher einzugehen und mich damit begnügen, nur an einigen

Wortkategorien ihre Entstehung zu schildern, z. Bspl. die Entwicklung der Zahlen, die Entstehung der Präpositionen aus Substantiven u. s. f. Das Ungarische zeigt Ihnen, wie die agglutinierenden Sprachen vieles hintansetzen, was wir vorstellen. Man spricht auch bei solchen Sprachen von Postpositionen statt Präpositionen. So heisst „in der Stadt“ im Ungarischen a vâros — ban, ban „in“ wird angehängt. Lassen Sie mich nur noch betreffs der Fürwörter ich, du u. s. w. bemerken, dass nach den Untersuchungen Trombettis diese wohl meist ursprünglich Ortsbezeichnungen waren. Das Pronomen der zweiten Person Sing. hat nämlich meist den Vokal u, der auch für entfernte Gegenstände gebraucht wird.

Sehr geehrte Anwesende! Aus rohen Anfängen allmählich sich fortwährend verbessernd und verfeinernd ist die menschliche Sprache erwachsen. Noch können wir an den eigenttümlichen Bildern der Sprache und an verschiedenen Ueberbleibseln früherer Stufen erkennen, wie unsre Vorväter an ihrer Entwicklung arbeiteten. Neuen Sinn gewinnt für uns Max von Schenkendorfs schöne Strophe, mit der ich schliessen möchte:

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht!
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Anhang:

Die Sprache der Kinder.

Wer lauschte nicht gern dem Geplauder harmlos fröhlicher Kinder, wer lachte nicht über ihr drolliges Verstümmeln der Silben und Worte oder über ihre, oft so unfreiwillig und doch so unwiderstehlich komischen Einfälle. Wie ernst und nachdenklich stimmt uns dagegen die Sprache frühreifer Kinder oder ihr Nachsprechen unverstandener Worte Erwachsener, die sich oft wenig zu dem kindlichen Munde, der sie äussert, schicken.

Aber noch mehr, die Sprache der Kinder tritt uns auch in der Kunst entgegen. Nicht nur der Humorist, der Witze aus Kindermund sammelt, auch der Novellist, der wie Habberton uns den ganzen Reiz kindlichen Lebens in den Aussprüchen von Helens Babys schildert, und die grossen Dramatiker führen uns sprechende Kinder vor. So ist ganz vortrefflich das Geplauder des kleinen Karlchens in Goethes „Götz von Berlichingen" der Natur abgelauscht, und auch die kindlichen kurzen Sätze der Kleinen in Hauptmanns „Versunkener Glocke" sind um so ergreifender, je mehr der Dichter es verstand, sie der natürlichen Sprache des Kindes nachzubilden.

Last not least endlich ist es die Wissenschaft, welche reiche Beute findet bei Untersuchungen über die Sprache des Kindes.

Wirft doch die Sprache des ersten Stadiums der Entwicklung des Individuums mannigfaches Licht auf die erste Entwicklung des ganzen Geschlechts, auf die ersten Anfänge menschlicher Sprache überhaupt.

Als Kindesalter bezeichnet man bekanntlich die Zeit von der Geburt des menschlichen Individuums bis zum Eintritt der geschlechtlichen Entwicklung. Die ersten drei bis zwölf Monate heissen Säuglingsalter, dann kommt das eigentliche Kindesalter, das mit dem siebten Jahre abschliesst, während das Knaben- und Mädchenalter bis etwa zum sechzehnten Jahre reicht. Hier beschäftigen uns nur die ersten Jahre.

Beobachten wir nun zunächst, wann das Kind zuerst anfängt, verschiedene Silben zu lallen.

Im ersten Monat ist dies noch nicht der Fall. Das deutsche Kind schreit a—uah, äh—uäh, das ist alles.

So wenig uns also die Beobachtung des ersten Monats an Sprachlauten liefert, so wichtig ist das Ergebnis. Denn — schon in dieser ersten Zeit zeigt das Kind Verständnis und vernünftiges Denken. Also ist Vernunft ohne Sprache möglich und geht vor der Sprache voraus.

Nach Beobachtungen von Direktor Dr. Eschle zeigt nämlich der Säugling schon in der vierten Woche Interesse für Selbsterhaltung. In den ersten acht Wochen ist von einem Sprechen noch keine Rede, gleichwohl wird schon in dieser frühen Epoche die überwiegende Mehrzahl der Laute gebildet, deren der Mensch sich in seinem

späteren Leben bedient. In der sechzehnten Woche tritt „Aufmerksamkeit“, in der zweiundzwanzigsten bis neunundzwanzigsten Woche „Erstaunen“ beim Kinde ein.

Erst der elfte Monat aber schliesst in der Regel mit einer festen Verknüpfung von Artikulation und Vorstellung ab, also erst in der vierundvierzigsten Lebenswoche beginnt das bewusste Sprechen.

Nun zu diesem Sprechen selbst.

Wenn man ein deutsches Kind den Hund „Wauwau“, den Vogel „Papaap“, die Uhr „Tikta“, oder die Kuckucksuhr, welche die Grossmutter besitzt, „Huhu“ benennen hört, so könnte man glauben, dass sich das Kind seine Sprache selbst erfinde. Dies ist jedoch, wie Wundt mit Recht hervorhebt, durchaus nicht der Fall.

In der Mehrzahl der Fälle sind es die Erwachsenen, welche zu dem Kinde in einer besonderen Kindersprache reden, die traditionell geworden ist.

Nach Herodot machte ein ägyptischer König den interessanten Versuch, zwei Kinder, isoliert von anderen Menschen, aufwachsen zu lassen, um zu sehen, welche Laute sie zuerst äussern würden, unbeeinflusst von der Umgebung. Der Hirte, der sie besorgte, durfte in ihrer Gegenwart nicht reden. Eine Ziege säugte sie.

Da endlich riefen die Kleinen, als sie Hunger hatten, das Wort „bekos“, welches, nebenbei bemerkt, etwas an die Laute der Ziege erinnert, und da dies Wort im Phrygischen Brot bedeutet, so glaubte der König, die phrygische Sprache

sei die älteste Sprache der Welt, die ägyptische stamme erst von ihr ab.

Dieser naive Schluss macht uns zwar lächeln. Immerhin zeigt die Geschichte, dass man schon im Altertum die Bedeutung der Erforschung der Kindersprache für die Entstehung der menschlichen Sprache überhaupt erkannte, allerdings sehr überschätzte.

Wie erwähnt, lernt das Kind die meisten Worte seiner Sprache von der Umgebung, die sich kindlicher Ausdrücke bedient, um sich verständlich zu machen.

In diesem Bestreben der Erwachsenen, die Worte so zu bilden, dass sie möglichst dem kindlichen Geiste angepasst sind, zeigt sich die Bedeutung der Schallnachahmung für primitive Worte.

„Wauwau", „Mähschäfchen", die „Ticktackuhr" usw. zeigen uns deutlich, dass die Bezeichnung der Worte aus Lauten gebildet ist, welche zu den Gegenständen in naher Beziehung stehen, von ihnen erzeugt werden. Insofern hat auch die alte Schule, welche sagte, durch Schallnachahmung sei die Sprache entstanden, und welche immer wieder begeisterte Vertreter findet, nicht so unrecht. Der Fehler ist nur, dass diese an und für sich richtige, für viele Worte massgebende Erklärung nun alles erklären soll.

Alle Aeusserungen lassen sich so nicht erklären. Schon das Kind zeigt uns dies. Zwicken wir ein Kind, so schreit es unwillkürlich, weil ein äusserer Reiz sich in die Muskulatur des Kehlkopfes fortpflanzt.

Andererseits entstammen manche Worte auch der Verabredung, manche dem Umstande, dass der gewählte Laut vikariierend eine andere Empfindung, zum Beispiel einen Lichteindruck, darstellen soll, indem etwa die Stärke des Klanges der Stärke der Farbe entspricht.

Sehr viele Worte aber lassen sich nur dadurch erklären, dass der Mensch seine primitiven Kenntnisse und Fertigkeiten erweiternd auf ganz andere Gebiete übertrug und so die Benennung oft sehr weit herholte.

Doch zurück zur Sprache der Kinder.

Die Kinder verschiedener Völker haben nicht die gleiche Sprachentwickelung. Nehmen wir zunächst ein deutsches Kind, so hat es im ersten Monat die Laute a—uah, äh—uäh; im zweiten gu, brr, grr, a—rr, bis, a, ä, ö, eia, arra, abuh, jaja, bah, buah. (Ich entnehme diese und die folgenden Notizen über die ersten Laute des deutschen Kindes dem interessante Buche des Ehepaares Scupin „Bubis erste Kindheit". Auch verweise ich bei dieser Gelegenheit auf das klassische Buch von Preyer.) Im dritten Monat na—na; im vierten l, gö, rö; im fünften lmb, l—mb, m, mam, ha, cha (Rachenlaut), hm, aah, awa, mawa, wa—atta—ada, äma, mamma, p, f; im sechsten abbn, tä, i, li; im siebten ta, ach, pah, da; im neunten a, u, i, rein; e klingt nach ä; o wie ö, oa, bwa; im elften ss, sch, zi.

Ein englisches Kind hat aber andere Laute.

In der zwölften bis vierzehnten Lebenswoche sagt es, wie Wundt nach Moore mitteilt, eng, grr,

bo—wo, ang, diddle, ing, bow—wow, th, udn, pop—pä, pä—bä, udu, bob—bä, um—go, good, momä.

Um auch zu wissen, wie ein russisches Kind sich vernehmen lässt, schrieb ich an Professor Njetschajeff von der Pädagogischen Akademie in St. Petersburg und erhielt von ihm liebenswürdigste Auskunft durch Uebersendung seiner einschlägigen Bücher, denen ich folgende Daten entnehme: Die von dem Kinde gesprochenen Buchstaben lauten Ende des ersten Monats: a, e, o, m, p; des zweiten: i, u, k, ch; des vierten: b, l, n, r; des fünften: d, t; des sechsten: b, f; des zehnten: s, tsch, sch. Das j, s und schtsch kamen erst im zweiten Jahre, das russische Zungen-„r" erst mit fünf Jahren. Während der kleine Russe ferner mit fünfzehn Monaten drei Worte kannte, sprach er mit zwei Jahren im ganzen 126. Sehr Interessantes brachte mir auch ein Brief des chinesischen Missionars Giess an mich, der mir Mitteilungen über die Sprachanfänge des chinesischen Kindes machte.

Ich lasse den betreffenden Teil seines Briefes folgen: „Sie hätten gern eine authentische Aufstellung der ersten Lallworte, welche chinesische Kinder sprechen. Die chinesischen Kinder, so wird mir von verschiedenen Seiten versichert, fangen zu lallen an mit: ah, ah, ang—gu, ang—gu, buh—buh, baba, papa, ma—ma, wa—wa, mem—mem. Dieses mem—mem sagen sie, wenn sie Brei wollen. Dies ist sehr merkwürdig, denn Brei heisst kang. Den Laut gu—brr hört man hier kaum, jedenfalls nicht, weil die hiesigen

Chinesen kein r sprechen können, ihr Dialekt hat kein r.

Die ersten richtig gesprochenen Worte des Kindes bis zum Ende des zweiten Lebensjahres sind: aba Vater, ami Mutter, oi wollen, moi nicht wollen, — sehr häufig, abak Onkel, agung Grossvater, nen Milch, gai bi Hühnerschenkel, den die Kinder sehr gern essen und bei jeder sich bietenden Gelegenheit bekommen; ma = Pferd, ab = Ente; noch vorher natürlich sagen sie sehr deutlich ba, ba = tragen auf dem Rücken oder oi ba = ich will getragen sein auf dem Arme.

Für Tragen haben sie (die Chinesen) über zehn verschiedene Wörter. Sehr früh sagen sie auch da = schlagen. Wenn sie ärgerlich sind, schreien sie da, da = schlagen, schlagen. Dann: fan = Reis, kang = Brei, schit = essen, bang = laufen, chi = fortgehen usw.

Die Kinder haben eine grosse Leichtigkeit, richtig zu sprechen bei diesen einfachen Silben und diesem einfachen Satzbau. Unser 2½ jähriges Mädchen spricht Chinesisch, dass es eine Wonne ist, ihr zuzuhören. Was sie sagt, ist grammatisch richtig. Dagegen hat sie fürs Französische Mühe. (Da die Muttersprache meiner Frau das Französische ist, sprechen wir Französisch mit unserer Kleinen.) Statt zu sagen: je ne t'aime pas, sagt sie: ngai (ich) m (nicht) aime (lieben) ngi (dich). Das ist viel einfacher."

Soweit mein chinesischer Gewährsmann. Sehr interessant ist es, dass die Kleine die einfache chinesische Grammatik bevorzugt.

In der Tat erinnert auch die Grammatik des deutschen Kindes in ihrer Einfachheit an das Chinesische. Im Chinesischen hat das Verbum nur eine Form. Lai kann bedeuten „ich komme“ oder „er kam“ oder auch „du wirst kommen“. Es kann auch den Imperativ „komm’“ bedeuten und als Infinitiv substantivisch gebraucht werden.

Will man die Tempora betonen, so setzt man Wörtchen hinzu, die „bald“ bedeuten (Zukunft) oder „früher“ bedeuten (Vergangenheit). Die Personen gehen entweder aus dem Zusammenhange hervor oder werden noch in Gestalt der Personalpronomina beigesetzt.

Ganz ähnlich verfährt aber auch das deutsche Kind, wenn es „Papa gehen“ sagt, statt „ich will zum Papa gehen“ usw.

Der kleine Sohn eines meiner Freunde bildete im Alter von 25 Monaten die ersten Sätze. So sagte er: Papa, geh’ Koko, sollte heissen „Papa, hol’ die Schokolade“. Ferner sagte er nach einem Spaziergange mit dem Kindermädchen Auguste, bei welchem ihm ein Hund aufgefallen war: „Aua data wauwau“. Dies sollte heissen: „Ich bin mit Auguste ausgegangen und habe einen Hund gesehen.“ Wie der kleine Scupin, sagte auch der kleine Kurt für alle „alla“. Der Sohn eines anderen Freundes, ein kleiner Helmut, sagte, 23 Monate alt, für Wasser „bullder — bullder“, was aber, wie ich höre, ein Wort der konventionellen Kindersprache ist. Aehnlich verhält sich auch der Ausländer, der sich verständlich machen will. So hatte ich vor

kurzem von einem Inder Besuch, der, als er in Eifer geriet, nur noch in Infinitiven sprach.

Auch ist dies ein Grund, warum die internationalen Kunstsprachen, wie das Esperanto, sich mit Vorteil der vereinfachten Grammatik der Chinesen oder der Kindersprache — die wissenschaftliche Bezeichnung solcher Sprachen ist „formlose Sprachen" —, mit Erfolg bedienen.

Noch eine andere interessante Sprache spricht das Kind neben der Lautsprache. Es ist dies die Gebärdensprache. Ist dieselbe schon beim normalen Kind eine sehr ausgebildete, wie das Händeklatschen der Freude, das „Ade"winken und viele andere Gesten zeigen, so ist sie noch viel ausgebildeter bei den taubstummen Kindern, die mit ausdrucksvollen Mienen ihre Handgesten zu unterstützen pflegen.

Früher bildete man solche taubstumme Kinder weiter in der Zeichensprache aus, indem man sie konventionelle Zeichen lehrte, auch wohl die Buchstaben des Alphabets mit den Fingern nachbilden liess. Ich unterhielt mich vor Jahren als Student mit einem alten Herrn, der das Gehör verloren hatte. Ich übernahm Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen für ihn, und seine Tochter setzte mit rascher Fingersprache ihrem Vater die Bedingungen auseinander. In Frankreich war diese Gestensprache nach dem Vorgang der Zisterziensermönche von dem Abbé de l' Eppée, zugunsten der taubstummen Kinder ausgebildet worden.

Jetzt siegt auch dort die deutsche, von Samuel Heinicke begründete Methode, die, wie

mich ein Besuch in der Frankfurter Taubstummenlehranstalt belehrte, erfreulichste Resultate aufzuweisen hat. Herr Direktor Vatter hatte die Liebenswürdigkeit, mich in allen Klassen beim Unterricht hospitieren zu lassen und selbst zu belehren.

Die Kinder mussten zuerst die Bewegungen des Lehrers, „Arme strecken" usw. nachahmen. Dann legte er ein Blatt Papier auf die Hand und pustete. Die Kinder ahmen ihm nach und lernen dabei, den Laut „p" äussern. Die sogenannten taubstummen Kinder sind nämlich meist nicht mit Fehlern der Sprachorgane belastet, sondern haben nur durch einen Fehler im Gehörapparat nicht die Möglichkeit, zu hören und so wie andere Kinder sprechen zu lernen, indem sie das gehörte Wort zu äussern versuchen.

Die Taubstummen müssen im weiteren Verlauf des Unterrichts, bei dem Laute „u" etwa, die Kehle des diesen Laut äussernden Lehrers berühren, gleichzeitig ihren eigenen Kehlkopf anfassen und nun fühlen, ob sie den Laut richtig nachahmen. Schliesslich lernen sie ganz deutlich sprechen und können sich auch ganz gut unterhalten, da sie dem anderen die Worte von den Lippen ablesen können.

Kehren wir nochmals zur Sprache normaler Kinder zurück.

Abgesehen von wenigen Lauten, die in körperlichen Zuständen ihren Grund haben, lernen sie die ersten Laute und Worte von der Umgebung. Dabei verändert allerdings das Kind die Worte, macht sie sich mundgerecht, wenn

auch vererbte Organisationsbedingungen das Nachsprechen erleichtern. Im übrigen geschieht dies Mundgerechtmachen auch schon von den zu ihnen redenden Erwachsenen.

Hie und da wird wohl auch ein Wort erfunden, um ein gehörtes Geräusch zu bezeichnen. Später lernt das Kind, ohne von der Umgebung direkt immer beeinflusst zu sein, indem es die Unterhaltung derselben belauscht. Schon ganz kleine Kinder verallgemeinern auch die Begriffe der Worte. So nannte meine zehn Monate alte kleine Nichte Reh und Vogel „Wa—wa", d. h. „Wauwau", fasst also diese Tiere auch unter den Begriff „Hunde".

Vielleicht wird eine nahe Zukunft uns noch mehr über die Sprache des Kindes lehren, wenn noch mehr, wie seither, der Phonograph zur Festlegung der Laute zu Hilfe genommen und besonders auch die Sprache der Kinder verschiedener Nationen, wie dies schon Wundt begann und im vorliegenden Aufsatz versucht wurde, miteinander verglichen wird. Ich gestatte mir daher die Bitte, mich mit Material gütigst unterstützen zu wollen.

Anmerkung: In der japanischen Kindersprache bedeuten, wie der Geheimrat von Hesse-Wartegg in seinem interessanten Buche über Japan mitteilt, die Worte mama Nahrung, bebe Kleid, tata Socke, also ganz andere Dinge, als in unserer Sprache und in Frankreich.

Zusatz: Ueber die Sprache französischer Kinder wurden mir die Aufsätze Roussey's und Ronjat's bekannt. Der letztere behandelt ein zweisprachiges Kind (der gleichzeitig deutsch und französisch lernt).

Ostasiatische Märchen.

Zu den ältesten Ueberlieferungen aller Völker gehören unter anderm die Sagen und Märchen. Mündlich pflanzten sie sich in uralten Zeiten vor der Erfindung der Schrift fort. Noch heute gibt es Neger-, Indianer- und Südseevölker ohne Kenntnis der Schreibekunst. Alle aber haben ihre Sagen und Märchen.

Wir wollen ein japanisches, ein koreanisches und chinesische Märchen kennen lernen. Das japanische Märchen ist ein Naturmythus, ein Stück der schintoistischen Religion und zeigt den innigen Zusammenhang zwischen primitiver und poetischer Naturerklärung, Naturmythus, Naturreligion und Märchen.

Die chinesischen Märchen schildern teils die Belebung unkörperlicher Gegenstände durch Zauberei und die Verwandlung von Menschen in Tiere, teils die Wanderung der höheren Seele im Traum, oder in böser Absicht bei Zauberern, ferner das Leben der Toten, die sich mehr oder weniger harmlos mit Lebenden amüsieren, oder durch den Pinsel des Beschwörers mit ihnen in Unterhaltung treten, das Gleiche tun Gottheiten, die aber auch persönlich mit den Sterblichen bisweilen verkehren.

Das koreanische Märchen gehört zu einem bekannten Märchentypus, es ist das moralische Märchen vom guten und vom schlechten Bruder, enthält aber ausser einer Menge origineller und

poetischer Züge auch eine allerliebste Schilderung orientalischer Zustände, gibt also ein Sittengemälde des Orients.

Das japanische Märchen erzählt: Die Sonnengöttin Amaterasu (wörtlich: Himmelslicht) hat die Herrschaft über den Tageshimmel, ihr Bruder, Susanowo, der stürmische Windgott, aber nur über das Meer. Da fuhr Susanowo unzufrieden zum Himmel empor und zerstörte die Webstühle, an denen die Frauen der Sonnengöttin die Sonnenstrahlen webten. Die Göttin selbst floh in eine Höhle und Finsternis lagerte auf der ganzen Erde.

Da lockten die Götter die Sonne durch eine List aus der Höhle hervor.

Eine der Göttinnen tanzte, einen Spiegel und Edelsteine mit lautem Gerassel schwingend, einen ausgelassenen Tanz, worüber die Götter lautes Lachen erhoben, und als die neugierig gewordene Sonne hervorsah, hielt man ihr den Spiegel vor und sagte, ob sie nicht die wunderschöne Frau sehen wolle, die noch schöner sei, als sie selbst. Als die Sonnengöttin Amaterasu ihr liebliches Bild erblickte, trat sie noch weiter hervor, um besser zu sehen, und schnell wurde der Höhlenspalt hinter ihr geschlossen.

In diesem Märchen wird die Verfinsterung der Sonne durch die aus dem Meere sich erhebenden Wolken und das Wiederhervorkommen des Himmelslichtes nach dem Gewitter geschildert. Blitz und Regenbogen erinnert an den Spiegel und die farbigen Edelsteine und der geräuschvolle Tanz, bei dem die Edelsteine rasselnd geschwungen werden, an den Donner.

Die Stelle der Höhle, in der die Sonne verschwindet, vertritt in polynesischen Sagen ein Fisch, der sie verschlingt, dann aber geöffnet wird, so dass sie herausgeholt werden kann, in nordisch-germanischen Sagen ist der Wolf der Verschlinger, wovon noch ein Ueberrest im Märchen vom Rotkäppchen zu finden ist.

Mir scheint aber, als ob auch die Zeremonien bei der Hervorlockung der Sonne nach einer nur durch Wolken verursachten uneigentlichen oder einer durch den Mond hervorgerufenen eigentlichen Sonnenfinsternis, wie sie bei manchen wilden Völkern festgestellt ist, bei der Entstehung dieses Märchens mitgesprochen habe.

Ich komme nun zu den chinesischen Märchen.

Zur Zeit der Tang, also zwischen 618 und 907 n. Chr. Geburt, befand sich westlich von P'ien-tschou eine „Wirtschaft zur Brücke“. Die Wirtschafterin war etwa 30 Jahre alt und hiess Frau San. Sie galt für eine Witwe, und man wusste weder, woher sie stammte noch von irgend welchen Verwandten von ihr. Die Wirtin war sehr wohlhabend und hatte viele Esel im Stall. Sie war sehr freigiebig und logierte auch die Leute, die arm waren, gratis. Daher war ihre Wirtschaft weit und breit berühmt.

Ums Jahr 812 stieg ein gewisser Tschao-ki-huo dort ab. Die Wirtin trank mit ihren Gästen, aber Tschao-ki-huo trank nicht mit, weil er selten Wein trank. Als sich alle zur Ruhe begeben hatten, hörte Tschao-ki-huo, dessen Bett an der Wand

neben dem Zimmer der Wirtin stand, ein Geräusch, er sah durch eine zu ihrem Zimmer führende Türspalte und sah, wie die Wirtin ein Licht anzündete und aus einem Kästchen Holzfiguren von 6—7 Zoll Länge hervorholte: einen Ochsen, einen Ochsentreiber und einen Pflug. Die Wirtin bespritzte die Figürchen, die sie auf den Boden gestellt hatte, mit etwas Wasser, das sie zuvor in den Mund nahm. Die Figürchen wurden lebendig. Der Ochsentreiber trieb die Ochsen mit einem Stachel an, diese zogen den Pflug, und so pflügten sie hin- und hergehend ein mattengrosses Stück des Zimmerbodens. Die Wirtin gab sodann dem Ochsentreiber ein Säckchen mit Buchweizenkörnern. Dieser säte, der Buchweizen schoss in die Höhe, wurde von dem Pflüger geerntet und gedroschen und schliesslich der Wirtin übergeben, die die Körner in einer kleinen Mühle mahlen liess. Dann tat sie alles wieder in das Kistchen. Aus dem Mehl aber buk sie Kuchen. Beim Hahnenschrei erhoben sich die Gäste, die Wirtin setzte ihnen zum Abschied die Kuchen vor. Tschao-ki-huo aber ahnte Unheil und dankte, verliess sodann das Haus, spähte aber durch eine Türspalte ins Innere. Da sah er, wie die Gäste, die von dem Kuchen gegessen hatten, zu schreienden Eseln wurden, die die Wirtin in ihren Stall trieb, worauf sie sich ihrer Schätze bemächtigte.

Des weiteren wird nun erzählt, wie Tschao-ki-huo, um sich und die Gefährten an der Wirtin zu rächen, bei einem späteren Besuch, einen mitgebrachten unschuldigen Kuchen mit einem

Zauberkuchen der Wirtin, ohne, dass sie es merkte, vertauschte. Die Wirtin isst auf Aufforderung ihren eigenen Kuchen, den sie für den des Fremden hält, wird selbst zum Esel und muss jahraus jahrein dem Fremden als Reittier dienen. Endlich, als sie wieder einmal in die alte Gegend kommen, wird sie von einem alten zauberkundigen Taoistenpriester entzaubert, indem derselbe dem Esel das Maul soweit aufreisst, dass die Maulmuskeln reissen und die Wirtin in alter Gestalt entschlüpfen kann, womit das Märchen schliesst.

Interessant ist hierbei vor allem die zauberische Herstellung des Verzauberungsmittels. Es ist dies ein Kunstgriff vieler Märchen.

Ein zweites Märchen. Ein Student war in seinem Schlafzimmer in tiefem Schlaf, und seine Mitschüler machten sich den schlechten Scherz, Weihrauch anzuzünden und Kerzen, Blumen, Früchte, Papiergeld, wie es den Toten in China mitgegeben zu werden pflegt, kurz alles, was in einem Totenzimmer aufgestellt wird, um ihn zu arrangieren. Als der Schläfer erwachte, sagte er beim Anblick dieser Zurüstung, ich bin also augenscheinlich tot, seufzte und erwachte niemals wieder, starb also wirklich. Als Grund gibt der chinesische Erzähler des 13. Jahrhunderts an, dass die zurückkehrende höhere Seele des Schläfers, die im Schlafe auf Reisen geht, bei ihrer Rückkehr geglaubt habe, der Körper sei mittlerweile gestorben, und daher nicht wieder in ihn gefahren sei.

Diese eigenartige Erzählung erinnerte mich an eine Scherzgeschichte, welche ich vor vielen Jahren in Oldenburg in der Grossherzoglichen Bibliothek fand.

Der Titel der Schrift lautet: Voiage du monde de Descartes. Suivant la Copie. A Paris. Chez la Veuve de Simon Bénard 1694. In dieser Schrift, welche die cartesische Philosophie etwas persiflieren will, wird der Tod Descartes' erklärt, der bekanntlich sehr plötzlich an einer Erkältung in Stockholm im Jahre 1650 starb, wahrscheinlich weil ihm, der lange zu schlafen gewohnt war, die frühen Morgenstunden, in denen er der Königin Christine vortrug, zu viel Schlaf raubten. Die scherzhafte Erklärung seines Todes in dieser Schrift ist nun die, er habe ein Zauberpulver geschnupft, dadurch sei seine Seele, die ja nach cartesianischer Vorstellung nur sehr lose mit dem Körper zusammenhing, frei geworden zur Wanderschaft, so habe er die Welten durchflogen, aber als nun die Seele zum Körper zurückkehrte, da hatten mittlerweile die Aerzte, die sich das leblose Liegen nicht erklären konnten, soviel an ihm herumgeschnitten, dass die Seele sah, dass der Körper nicht mehr zu brauchen sei. Wir haben hier eine ziemliche Analogie der Vorstellung über das Wandern der Seele im Schlaf, in der chinesischen Erzählung und der französischen Fabel.

Wandert in dem letzten Märchen die Seele im Traum, so konnte andererseits ein Zauberer seine und seiner Söhne Seelen zu verbrecherischen Unternehmungen nach Willkür frei machen.

Er flog mit seinen Söhnen eines Tages in das Zimmer des Gelehrten Wu. Dieser hatte den Angriff provoziert und sich mit dem zauberischen Yih-King bewaffnet, bekanntlich jenem Klassiker der Chinesen, welcher die uralte Strichschrift enthält und später zu Weissagungen benutzt wurde. Ich habe ihn Ihnen hier ausgelegt. Als nun Wu in seinem Zimmer von einem geharnischten Krieger und zwei schwarzgesichtigen, mit Aexten bewaffneten Geistern angegriffen wurde, schlug er sie nacheinander mit dem zauberischen Yih-King nieder und fand auf dem Boden drei Papierfigürchen. Bald darauf kam wehklagend die Frau des Zauberers zu ihm und bat ihn, doch die Figuren ihr zurückzugeben, denn die Seele ihres Mannes und ihrer Söhne seien daran befestigt. Die Frau erhielt zur Strafe nur die Figur des jüngsten Sohnes zurück, und in der Tat erfuhr Wu am nächsten Tag, dass der alte Zauberer und sein ältester Sohn plötzlich gestorben seien.

Ein eigentümliches Amüsement Verstorbener tritt uns in folgender chinesischer Erzählung entgegen. Ein Diener wurde um Mitternacht durch zwei kleine Neger aus dem Bett gezogen und in den zauberisch hellen Hof geschleppt. Dort wurde er von zwei rotgekleideten schwarzhaarigen Leuten als Fussball benutzt, indem immer der eine mit seinem bestiefelten Fuss ihn dem andern zuschnellte. Als der Hahn krähte, verschwanden die Geister. Der Diener erholte sich erst nach mehreren Tagen von seinen blauen Flecken.

Oft gehen auch die Geister auf Liebesaben-

teuer aus, auch verkehren sie mit den Lebenden durch den Pinsel eines Beschwörers (18. Jahrhundert) wie bei unseren Spiritisten. So verkehrte Ts'ien Hi ein grosser Gelehrter der Dynastie Ming, nach seinem Tode in folgender Weise mit dem über hundert Jahre später 1766 promovierten Doktor Li. Dieser zitierte Geister durch einen aufgehängten Pinsel. Eines Tages schrieb der Pinsel die Worte: „Ehre mich, und ich werde dir helfen.“ Seit diesem Tage half ihm der Geist Ts'ien Hi's, der sich auch zu erkennen gab, nachdem er sich durch seinen Stil verraten hatte, in jeder Weise, bis ihn der Sohn Li's beleidigte, worauf er einige Abschiedsworte schrieb und auf immer verschwand.

In einer anderen Erzählung bedient sich eine untergeordnete Gottheit, ein Tempelgott, d. h. wohl auch ein ursprünglicher Geist eines Toten, gleichfalls des Pinsels, um einem über die Tempelgottheit Entrüsteten Bescheid zu geben. Dabei findet noch das Kuriosum statt, dass die Tempelgottheit mitteilt, sie sei um mehrere Grade in Folge Wohlverhaltens befördert worden.

In einem weiteren chinesischen Märchen verkehrt eine Gottheit direkt mit den Menschen.

Eines nachts fuhr ein Fährmann wie gewöhnlich seine Fähre, als er von einer älteren und einer jüngeren weiblichen Gestalt vom Ufer aus angerufen wurde. Trotz Widerspruchs und Abraten seiner Passagiere beschloss der Fährmann den Frauen zu helfen. Er landete und liess sie einsteigen. In der Morgendämmerung kam die Barke an den Ort ihrer Bestimmung, die

alte Frau gab dem Schiffer eine Hand voll gelber Bohnen, die sie in ein Tuch einwickelte und sagte: „Wenn Ihr uns besuchen wollt, so stellt Euch nur auf das Tuch. Ich bin die Frau Weiss und wohne am westlichen Himmelstor.“ — Der Fährmann warf, nachdem die Frauen gegangen waren, nach einiger Ueberlegung aus Angst, es könnte ein unheilvoller Zauber sein, Tuch und Bohnen, die er schon zum Mitnehmen in seinen Aermel gesteckt hatte, der ja bekanntlich den Chinesen als Tasche dient, wieder weg; zu Hause angelangt, sah er jedoch beim Kleiderwechseln, dass die zurückbleibenden Bohnen sich in Goldkörner verwandelt hatten. Rasch lief er zurück, fand aber nur noch das Tuch. Er dachte daher, wenigstens dies zu benutzen, und stellte sich darauf. Sofort fühlte er sich in die Luft hoch emporgehoben und nach Westen zu davongetragen. Städte und Dörfer flogen unter seinen Füssen in ferner Tiefe dahin. Endlich kam er zu einem purpurfarbenen Schloss. Kinder, die die Tür bewachten, meldeten ihn an. Im weiteren Verlauf der Geschichte wird nun erzählt, wie sich der Fährmann mit der Tochter der Frau Weiss vermählt und von Zeit zu Zeit mittelst des Tuches seine Eltern besuchen darf. Eines Tags aber verbrennen die Eltern aus Furcht, ihr Sohn möge einmal nicht mehr wiederkommen, das Tuch. So muss er wieder Fährmann werden. Die Gelehrten aber sagen ihm, es sei sicher die Frau Weiss, die Göttin der himmlischen Farben gewesen.

In diesem hübschen Märchen begegnet uns

zunächst der Zug des achtlosen Wegwerfens und dann eifrigen Aufsuchens eines Göttergeschenkes, ähnlich wie in unseren Rübezahlmärchen, im böhmischen Märchen von der Waldfrau und anderen.

Dann haben wir ein Zaubertuch, das den glücklichen Besitzer über Länder und Städte dahin trägt. Ein ähnliches kommt in dem Märchen von der Fee Peribanu in „Tausend und eine Nacht“ vor. Hier haben wir im Märchen einen stillen Wunsch der Menschheit verkörpert, der in unsern Tagen sich teilweise so schön erfüllt. Die Märchen sind insofern auch sehr oft wichtige Verkünder von Wünschen, die in Erfindungen späterer Zeiten in Erfüllung gehen. Manche Märchen-Romane Jules Vernes haben direkt Erfinder angeregt.

Wunderschön ist, wie die Phantasie dem Schaffen der Jahrhunderte vorauseilt. Als ich vor neun Jahren eine schön verlaufene Luftschifffahrt als wissenschaftlicher Beobachter im Freiballon machte und weit über den Teutoburger Wald dahinflog, da war die Szenerie ganz ähnlich wie in einem griechischen Märchen des Lukian, und als wir vorher die weite Senne überflogen, hatte ich beim Anblick der Städte und Flüsse unter mir den gleichen Eindruck, den das chinesische, eben erzählte Märchen schildert.

Es bleibt mir nun noch übrig, das reizende koreanische Sittenmärchen, von dem ich anfangs sprach, zu erzählen.

Zuvor nur noch eine Bemerkung: Professor Panzer sagt sehr schön in seiner Schrift: „Mär-

chen, Sage und Dichtung": „Sage bedarf wie Efeu eines Gegenstandes, an dem sie haften kann, um grünen und blühen zu können. So klammerte sie sich entweder an geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten oder aber an irgendeinen bemerkenswerten Gegenstand aus der Natur und Kultur, die den Menschen umgibt: einen Berg oder See oder Fels oder Baum, eine Burg, ein Kreuz, einen Brunnen, eine Glocke — Sage bedarf nur des geringsten Erdreichs, um Wurzel zu schlagen, ein Kunstwerk, ein Wappen, ein seltsamer Name schon werden von ihr willig übergrünt." Dies gilt ganz besonders von der chinesischen Folklore. Da gehen sogar Bäume und leblose Kunstwerke als Gespenster in Menschengestalt um, an die Beseelung der Natur in Schillers „Götter Griechenlandes" erinnernd. Wenn nun auch manche sehr bedauerliche Ausschweifungen des Aberglaubens vorkommen, gegen welche unsere Missionare mit Recht eifern, so ist doch auch Europa und selbst Deutschland nicht ganz frei von verderblichen Ausschweifungen der Volksphantasie. Die Fülle von schöner, dichterischer Phantasie aber, die sich in den Erzählungen der als so nüchtern sehr mit Unrecht verschrienen Chinesen zeigt, nötigt auch uns verwöhnten Europäern Bewunderung ab.

Auf der anderen Seite zeigt sich in ihren grossen Philosophen schon in ältester Zeit vollkommen vorurteilsfreie Aufklärung neben berechtigter Wertschätzung der Religion als Stütze aller staatlichen Ordnung, als Hüterin kostbarster Güter.

Die chinesische Literatur kann nur der verachten, der sie nicht kennt.

Aehnliches gilt von der Literatur der Japaner. Und wie reizend und anmutig sind nicht auch die koreanischen Märchen! Das von mir gewählte Märchen heisst: Hyung Bo und Nahl Bo oder des Vogelkönigs Lohn. Ich möchte es kurz das „Kürbismärchen“ nennen.

Im südlichen Korea lebten einmal vor vielen Jahren zwei Brüder, der eine war sehr reich, da er sich beim Tode des Vaters alle Besitztümer als älterer Bruder angeeignet hatte, der andere sehr arm. Der Aeltere hatte neben seiner Frau noch viele Nebenfrauen, aber keine Kinder, der arme Bruder dagegen von seiner einen Frau sehr viele. Während der ältere Bruder heizbare Häuser in einem schönen grossen Garten besass, hatte der jüngere nur eine Hütte, durch deren löcheriges Strohdach der Regen eindrang, bis er grosse Wasserlachen bildete. Oft kampierte er des vielen Ungeziefers halber lieber im Freien. Er arbeitete als Taglöhner, seine Frau nähte, und ausserdem flochten sie Strohschuhe. Einstmals hatten sie keine Arbeit. Sie litten daher äussersten Nahrungsmangel und eine Ratte, die bei ihnen logierte, behauptete, ihre Beine seien durch das nutzlose Herumlaufen kürzer geworden.

Vergebens schickte die Frau, als ihr Mann abwesend war, ihren Sohn zu dem älteren Bruder. Das Märchen schildert anschaulich dessen grosse Härte trotz seines Reichtums. Er weist unfreundlich seinen Neffen ab. Die Mutter findet

zum Glück noch ein Paar Strohschuhe, die sie verpfändet, um Geld ins Haus zu bekommen.

Glücklicherweise hat inzwischen auch der Vater etwas Reisig gesammelt und sich vom Erlös Lebensmittel gekauft. Es geht nun kurze Zeit wieder besser, doch erhält der Vater, der sich für einen Reichen, der zur Prügelstrafe verurteilt ist, prügeln lässt, zwar die Prügel, aber, da die Unterschiebung entdeckt wird, von dem ebenfalls gerichtlich geprügelten Reichen kein Geld. Immerhin fristet die Familie weiter kümmerlich ihr Leben. Da rettet Hyung, der gute arme Bruder, einem Vöglein das Leben vor einer verfolgenden Schlange. Die kleine gerettete, vor Schrecken vor der Schlange aus dem Nest gefallene Schwalbe, hat beim Fall ihre Beinchen gebrochen. Sie werden ihr von dem guten Hyung geheilt und zum Dank bringt das nach dem Süden entflogene Schwälbchen bei der Heimkehr einen Kürbiskern mit, welchen ihm der Vogelkönig, nachdem er die Geschichte der Rettung des Schwälbchens vernommen hatte, mitgab.

Hyung verfährt mit dem Kern, wie in goldenen Schriftzeichen auf ihm verzeichnet steht. Er begräbt ihn in weicher Erde und begiesst ihn fleissig.

Bald wächst eine Pflanze hervor, die das ganze Dach der Hütte umrankt; nachdem erst goldgelbe Blüten die Luft mit Duft erfüllt haben, entwickeln sich in kürzester Zeit vier kleine Kürbisse zu erstaunlicher Grösse. Nachdem sie vollkommen gereift sind, sägt Hyung den ersten in mehrstündiger Arbeit auseinander. Er und seine

Frau erblicken im Innern der Frucht zwei reizende Kinderchen vor einem Opaltisch mit mehreren Weinflaschen und kostbaren Trinkbechern. Eins der Kinder teilt ihm mit, dass der König der Vögel diese Geschenke übersende aus Dank für die Heilung der kleinen Schwalbe. Die eine Flasche enthält einen Trank, der Tote lebendig macht, der der zweiten gibt Blinden das Augenlicht wieder, zwei weitere enthalten Mittel gegen Stummheit, Tod und Alter.

Als der zweite Kürbis geöffnet wird, enthält er prachtvolle Hausgeräte, Seidenstoffe usw. Dem dritten entsteigen beim Oeffnen Zimmerleute, die prachtvolle Gebäude, Ställe und Speicher aufführen und alles zum Schutz mit einer hohen Mauer umgeben, worauf unabsehbare Züge von Ochsen und Pferden mit Lebensmitteln erscheinen, sowie männliche und weibliche Diener.

Nachdem das Ehepaar alles ordnen und die Frau sich ein Bad hat bereiten lassen, wird die letzte Frucht geöffnet. Diese letzte Frucht enthält orientalischer Weise ein wunderschönes Mädchen, das zur grossen Freude des Mannes aber zum begreiflichen Kummer seiner Frau diesem zur Nebenfrau geschenkt wird.

Als der böse Bruder Nahl Bo von diesem wunderbaren Glück seines Bruders hört, besucht er ihn, fragt ihn aus, wird von ihm beschenkt, entzweit sich aber mit ihm, weil ihm Hyung das schöne Mädchen nicht abtreten will. Nun will er aber auch sich Reichtümer wie sein Bruder erwerben, um ihn noch zu übertrumpfen. Täppisch befiehlt er seinen Dienern, Vögel mit

Steinen und Stöcken zu jagen, viele werden getötet, einer schliesslich lebendig gefangen und diesem grausam erst die Beinchen gebrochen und dann geheilt. Das Vögelchen fliegt nach dem Süden, erzählt dem Vogelkönig sein Schicksal und überbringt dem grausamen Nahl Bo auch einen Kürbiskern mit goldener Gebrauchsanweisung darauf geschrieben.

Aus dem eingepflanzten Kern entwickelt sich eine Pflanze, die alle Gebäude Nahl Bo's überwuchert und nicht vier, sondern zwölf Kürbisse trägt. Kaum kann Nahl Bo ihr Reifwerden erwarten. Er lässt sie nach der Reife alle abnehmen und im Hof aufstapeln. Die mit dem Abpflücken beschäftigten Arbeiter werden fortgeschickt, ein hässlicher Zimmermann wird gegen grosse Belohnung dabehalten, um die Kürbisse zu zersägen. Der Scherz des Märchens liegt nun darin, dass den Kürbissen Leute entsteigen, die dem geizigen Nahl Bo Geld auspressen. Dabei erfährt man auch, welche verschiedenen Geldausgaben im Orient an der Tagesordnung sind. Es entrollt sich ein fein humoristisches Sittengemälde.

Dem ersten Kürbis entsteigt eine Seiltänzerbande, die ihre Vorstellung gibt und dann viel Geld erpresst, die zweite Frucht bringt, wie es im Märchen heisst, kein besseres Resultat, nämlich eine Schar buddhistischer Priester, die für den Bau eines neuen Tempels sammelt, dem dritten Kürbis entsteigen Leidtragende mit einem Sarg, die für die Beerdigung Geld fordern und herauszwingen. Der hässliche Zimmermann wird von Nahl Bo und seiner Frau beschuldigt, an

dem ganzen Unglück durch seine Hässlichkeit, die den jedenfalls ursprünglich köstlichen Kürbisinhalt so fürchterlich verwandle, schuld zu sein.

Infolgedessen streikt er und arbeitet erst gegen Vorausbezahlung weiter.

Der vierte enthält singende Tänzerinnen, wieder eine Geldausgabe, der fünfte einen Gaukler mit Gehilfen, der ein Märchen von einem prachtliebenden König singt, aus dem sechsten springt ein Spassmacher, der sich sofort für seine lange Reise bezahlen lässt, der siebente enthält einen höheren Beamten, der durch seinen Polizeidiener Nahl Bo, welcher ahnungsvoll flüchten will, ergreifen, prügeln und sich sehr grosse Summen verschreiben lässt, ehe er abzieht. Da Nahl Bo meint, dass ihm jetzt doch nichts schlimmeres mehr begegnen kann, lässt er aber auch die übrigen Früchte noch öffnen. Der achten entsteigen Wahrsagerinnen, die Geister bannen und so weiter und Reis und Kleidungsstücke zum Opfer für die Toten von dem widerwilligen Geizhals erpressen. Der neunte Kürbis enthält scheinbar einen Knirps, der aber Riesenkräfte entwickelt, als ihn Nahl Bo kurzerhand zur Tür hinauswerfen will. Er wirft Nahl Bo auf die Erde und bedroht ihn so, dass seine Frau ihn aus Angst teuer freikauft. Aus dem zehnten Kürbis kommen blinde Bettler, die wieder von dem aus der Ohnmacht erwachten Nahl Bo durch Drohungen und Prophezeiungen Geld erpressen, während der elften ein Riese entsteigt, der Nahl Bo über die Schulter wirft und fortzuschleppen droht, bis seine Frau ihn wieder freikauft. Jetzt

lässt sich erst noch der ängstliche Zimmermann sein Geld und ein Extrageschenk vorausgeben, ehe er den zwölften und letzten Kürbis öffnet. Diesem entsteigt ein Gestank, der alle ins Freie treibt, worauf plötzlich ausbrechender Sturm und Feuer das ganze Besitztum zerstören.

Der zugrunde gerichtete Nahl Bo wird aber versöhnlicher Weise von seinem edlen Bruder Hyung aufgenommen und bis an sein Lebensende verpflegt.

So spiegeln sich in den Märchen dieser Völker neben ihrem oft hohen poetischen Gehalt, neben ihrer Lieblichkeit und ihrem oft köstlichen Humor, uralte Naturauffassungen, eigenartige Vorstellungen vom Leben nach dem Tode, Sittenbilder aus dem Volksleben, Morallehren und Wünsche für neuen Fortschritt wieder, welch letztere, wie u. a. die Geschichte des Luftschiffs und des Unterseebootes lehren, sich dann bisweilen in späteren Jahrhunderten oder Jahrtausenden verwirklichen.

Die Märchen aller Völker zeigen neben einer oft überraschend starken Ausprägung der echt nationalen Eigentümlichkeit einen starken Hang zum Wandern von Volk zu Volk, sind also national und international gleichzeitig.

Anmerkung: Bezüglich der chinesischen Märchen verweise ich auf Wieger, Folk-Lore Chinois Moderne Paris 1909, welches schöne Werk sowohl den chinesischen Text wie eine gute französische Uebersetzung bringt. Die japanische Sage findet sich bereits im ersten Bande des 712 nach Christus vollendeten japanischen

Geschichtswerks Ko Dschi Ki, das eine wertvolle Quelle alter Folklore ist, ausserdem in der illustrierten japanischen Märchensammlung Nippon no hakuschi banaschi, als Anfang der Sage Yamata no Orotschi und ins Englische übersetzt von Chamberlain in der ebenfalls mit schönen japanischen Originalillustrationen versehenen Sammlung Japanese Fairy Tales. Das koreanische Märchen entnahm ich dem interessanten Buche von H. G. Arnous, Korea. Märchen und Legenden nebst einer Einleitung über Land und Leute, Sitten und Gebräuche Koreas. Deutsche autorisierte Uebersetzung. Leipzig 1893.

Buddhistische Legenden.

Das Städtische Museum in Bremen*) hat dank der Tätigkeit seines Leiters, des verdienstvollen Naturforschers und Ethnologen Professor Dr. Schauinsland, einen grossen Ruf. Besonders schön sind die ethnologischen Sammlungen des Erdgeschosses, in welchem der mächtige Buddhatempel mit den bizarren Torwächtern und der würdevollen und sanftblickenden grossen goldenen Buddhastatue besonders auffällt. Die Inschriften sind in chinesischer Schrift abgefasst, da der Tempel aus Japan stammt und die Japaner oft die chinesische Schrift ohne Zusatz ihrer eigenen Zeichen anwenden. Aber auch chinesische, burmesische und siamesische Buddhas zeigt das Museum in grosser Zahl.

Der Buddhismus zählt etwa 500 Millionen Anhänger, d. h. etwa jeder vierte Mensch ist ein Buddhist. Nur etwas über zehn Millionen von den fünfhundert Millionen aber wohnen in Indien, dem Heimatlande des Buddhismus, selbst. Die meisten Indier, über 200 Millionen, gehören der altindischen brahmanischen Religion an, über 60 Millionen Indier, also sechsmal soviel als buddhistische Indier, gehören dem Islam an. Die Hauptsitze des Buddhismus sind heute neben

---

*) Der Vortrag wurde zuerst von mir im „Frankfurter Verein für orientalische Sprachen" gehalten, dann im „Frankfurter Frauenklub" und zuletzt etwa in der obigen Fassung im Bremer Städtischen Museum wiederholt.

Ceylon, Birma, Siam, Tibet, die Mongolei und vor allem eben die Weltreiche China und Japan. Die Mehrzahl aller mongolischen Völker im weitesten Sinne des Wortes hangen also der arischen indischen Religion des Buddhismus an.

Es ist daher von allgemeinem Interesse, etwas Näheres über diese, die meisten Anhänger zählende Religion zu erfahren.

Ist auch die Moral des Buddhismus nicht so hochstehend wie etwa die altruistische des Christentums, so fehlt es ihr doch nicht an edlen Zügen reinster Ethik, die im wesentlichen auf den Religionsstifter selbst zurückgehen. Bekanntlich herrschte nach der buddhistischen Ueberlieferung um 500 v. Chr. an den letzten Ausläufern des Himalaya zu Kapilawastu nordöstlich von Benares ein König oder Fürst aus der Familie Gautama über den arischen Stamm der Sakyas. Ihm wurde von der älteren seiner beiden Gattinnen der langersehnte Thronfolger geboren, und zwar wurde Siddharta Gautama unter einem hohen Atlasbaume von seiner auf einer Reise zu ihrem Vater begriffenen Mutter zur Welt gebracht. Der junge Gautama wuchs heran in fürstlicher Pracht, freite eine schöne Base, die Tochter eines Nachbarradschahs und erhielt von ihr seinen einzigen Sohn. Da, im neunundzwanzigsten Lebensjahre hatte er nach der Legende vier Erlebnisse: er sah zum ersten Male einen vom Alter gebeugten Mann, einen Kranken, einen Leichnam und einen Klausner. Diese Eindrücke von der Hinfälligkeit alles Irdischen und der Möglichkeit, sich als Klausner

auf den Tod vorzubereiten, veranlassten ihn, seine Familie und seinen Palast zu verlassen und einsam, nur von seinem treuen Wagenlenker begleitet, in die Nacht hinauszuziehen. Nach der Legende hatte er zunächst die Versuchung des bösen Geistes Mara zu bestehen, der ihn auch weiter verfolgte. Er besuchte nacheinander den Unterricht zweier brahmanischer Lehrer und beschloss, da sie das Hauptgewicht auf die Askese legten, selbst sich in die Dschungeln zurückzuziehen, und mit fünf treuen Schülern streng zu büssen und zu fasten. Als er jedoch keinen weiteren Erfolg als einen gefährlich geschwächten Körper wahrnahm, gab er die Askese auf. Seine Schüler verliessen ihn. Da, als er mit sich zerfallen unter einem Bobaume (ficus religiosa) sitzend nachdachte, kam ihm nach nochmaliger voraufgehender Versuchung durch Mara und seine bösen Geister die Erleuchtung. Er suchte zuerst seine alten Lehrer zu bekehren, sie waren jedoch inzwischen gestorben; nach manchen Abweisungen hält er seinen Jüngern im Tierpark zu Benares seine grundlegende Predigt, die in der Dhammatschakkapavattana-Sutta uns in der Palisprache erhalten ist. Sutta (sanskrit sutra) heisst eigentlich der „Faden“, und übertragen ein Kapitel des heiligen Buches der Buddhisten. Dhammatschakka bedeutet das „Tugendrad“ oder das „Rad des Rechtes“, pavattana „zum Rollen bringend“, das ganze heisst also das Kapitel, wie man das Rad der rechten Tugend ins Rollen zu bringen hat. Der Ausdruck Rad hat auch noch eine übertragene Be-

deutung der Weltherrschaft. Also die Tugend soll in aller Welt siegreich sich entfalten. Einige Sätze dieses Kapitels enthalten die Hauptgrundsätze des ganzen Buddhismus. Ich möchte sie daher, ehe ich zu dem eigentlichen Thema meines Vortrages übergehe, in Original und Uebersetzung bringen.

Nach der Erkenntnis vom Leiden und Schmerz dieser Welt und seiner Entstehung, sowie dem Mittel zu seiner Hebung durch die Ueberwindung und Besiegung des brennenden Durstes nach Lebensgenuss, folgt als Vorschrift zur Ausführung dieses Sieges die Lehre vom „heiligen achtfachen Pfade“, ariyo atthangiko maggo. Dieser besteht in den folgenden kurzen Lehren:

Sammâditthi richtige Lebensansicht,
sammâsamkappo richtiger Wille,
sammâwâtscha richtige Rede,
sammâkammanto richtige Tat,
sammââdschivo richtige Lebensführung,
sammâwâyâmo richtige Anstrengung,
sammâsati richtiges Denken,
sammasamâdhi richtige Selbstbeherrschung.

In der schönen Sammlung buddhistischer Lebensregeln, die als Dhammapadam zu den heiligen Büchern der Buddhisten zählt, findet sich unter anderm folgender Spruch, der die wichtigsten Morallehren enthält:

Sabba pâpassa͡ akaranan,
Kusalassa͡ upasampadâ:
Sa tschitta pariyodapanan;
Etan Budhânusâsanan.

Ich möchte ihn deutsch so wiedergeben:
Das Böse musst Du nie begehren,
Das Gute aber sollst Du tun,
Schlimmen Gedanken musst Du wehren,
So lauteten des Buddha Lehren.

Oder so:

Du sollst das Böse unterlassen,
Das Gute aber musst Du tun,
Nie einen bösen Vorsatz fassen,
Dann wirst Du zum Buddhisten passen.

Hiermit sind die Hauptlehren Buddhas erschöpft. Den Herrn und Damen, welche gern gute englische Verse lesen, möchte ich das schöne Lehrgedicht von Arnold, The Light of Asia, empfehlen, das eine poetische Schilderung von Leben und Lehre Buddhas gibt, wenn auch mit manchen kleinen Fehlern. Wichtig ist nur noch zum Verständnis der buddhistischen Legendensammlung, zu der wir uns gleich wenden wollen, Folgendes:

Buddha, der Erleuchtete, wie der berühmt gewordene Beiname Gautamas lautet, lehrte: es gibt zwar keine selbständige Persönlichkeit, da der Körper sich fortwährend ändert, allein das Gute und Böse, das ein Wesen im Leben vollbringt, sein Kamma (skr. Karma) überlebt ihn. Ein neuentstehendes Wesen übernimmt das Kamma des Gestorbenen und hat, je nach dem das Gute oder Böse überwog, gute oder böse Schicksale. Manche hervorragende Wesen erinnern sich der früheren Daseinsformen, in denen ihr jetziges Kamma vorbereitet wurde. Die

grösste Seligkeit ist, in das Nibbana (Nirvana) einzugehen, das heisst, nicht mehr von Wiedergeburt geplagt zu werden. Buddha gründete daher der Beschaulichkeit geweihte, vom Bösen des Lebens die Insassen schützen sollende Mönchs- und Nonnenorden.

Schon zu Buddhas Lebzeiten brachte sein Vetter Dewadatta eine Spaltung in der jungen Kirche hervor. Nach Buddhas Tode, der seiner Tätigkeit als eifriger Prediger seiner Lehre ein Ende setzte, baute sich die buddhistische Kirche in mannigfaltigster Weise aus, und nahm in Ceylon, Tibet, China und Japan besondere Formen an. In Indien selbst erst von dem Enkel des Usurpators Tschandragupta, König Asoka, wie zahlreiche Inschriften ausser der Ueberlieferung lehren, kräftig unterstützt, erlag er, wie schon erwähnt, der Reaktion des Brahmanismus. Doch hat das spätere Brahmanentum viele buddhistische Lehren aufgenommen.

Unter die heiligen Bücher schon der älteren Buddhisten, die zu den drei Pitakas zusammengestellt wurden und einen erheblichen Umfang haben, zählt in mehrfacher Hinsicht auch das Dschâtakam oder das „Buch von den Wiedergeburten Buddhas", d. h. von seinen verschiedenen Existenzen, ehe er als historische Persönlichkeit erschien. Eigentlich müsste es heissen, das Buch von den Wesen, die das Kamma des historischen Buddha heranentwickelten, allein, trotzdem dies die eigentliche Meinung Buddhas besser ausdrückt, so verschwamm den Gestaltern und Schreibern der Dschâtakas doch

das Kamma mit der Persönlichkeit in eins. Das Dschâtakam enthält sehr alte Bestandteile. Einiges geht auf über dreihundert Jahre vor Christi Geburt zurück. Auch finden einige Züge der Dschatakas sich abgebildet auf den Stupas von Bharhut, die ins dritte Jahrhundert vor Chr. zurückgehen. Drei davon sind in der vorzüglichen englischen Uebersetzung der Dschâtakas, die von Professor Cowell herausgegeben wurde, abgebildet.

Ferner erzählt der Chinese Fah-hian, welcher 400 nach Chr. Ceylon besuchte, dass er die 500 leiblichen Gestalten des späteren Buddha abgebildet gesehen habe.

Nach der Ueberlieferung von Ceylonesen bestand das Dschâtakabuch ursprünglich nur aus den eingestreuten Versen. Dies primitive Buch wurde in singhalesischer Sprache kommentiert und 430 n. Chr. von Buddhaghosa ins Pali übersetzt, worauf das singhalesische Original verloren ging.

Von der Palisprache gab ich vorhin eine Probe in dem ariyo atthangiko maggo, dem „heiligen achtfachen Pfade“ und dem Sittenspruch aus dem Dhammapadam. Sie ist aus dem Sanskrit, bezw. aus einem der indischen Volksdialekte entstanden. Pali bedeutet eigentlich „Reihe, Regel, Kanon, Sprache der heiligen Texte“ im Gegensatz zu der altsinghalesischen Erläuterung buddhistischer Schriften und stammt aus dem Sanskrit.

Die Paliworte haben abgeschliffenere, bequemer sprechbare Formen als das alte Sanskrit.

So lautet sanskrit „dharma“, Tugend, im Pali, wie wir sahen, dhamma u. s. f. Die grammatischen Formen sind den altindischen sehr ähnlich. Die Schrift, mit der Pali geschrieben wird, ist eine bisweilen fette steife, bisweilen auch runde altertümliche Schriftart, doch wird auch gern die eigenartige singhalesische Schrift benutzt. Die europäischen Textausgaben des Palibuches benutzen lateinische Umschrift, so die von Fausboell herausgegebenen Texte der Dschâtakas und Andersens Pali Reader.

Nun zum Inhalte der Dschâtakas.

Auf dem düsteren Hintergrunde der buddhistischen Lehre vom schmerzvollen Wandern durch ungezählte Wiedergeburten bis zur endlichen Erlösung aus dieser Trugwelt hebt sich desto malerischer das farbenvolle leuchtende prächtige bunte Gemälde der Dschâtakaerzählungen ab, mit ihren Göttern und Elfen, Dämonen und bösen Geistern, zauberkundigen Schlangenfürsten, sprechenden Tieren aller Art und den romantischen Schicksalen von Königen, Weisen, Kaufleuten, Kriegern, Hausierern, Bettlern, Räubern, holden Prinzessinnen, Frauen und Mädchen aller Stände und Schichten, in ruhigen Tagen des Glückes und im Kampf, auf der Flucht, auf gefahrvoller Seefahrt, im Himmel, auf der Erde, in der Hölle, in der glühenden Sonne Indiens und im Schatten der Haine oder der unheimlichen, von Schlangen, Elefanten und Riesenvögeln, wie auch Dämonen aller Art bewohnten Wälder.

Dschâtaka ist ein Sanskritwort, das Kind und Geburt bedeutet, im Pali eine der Wiedergeburten Buddhas vor seinem historischen Auftreten. Im ganzen werden 547 solcher Geburten, d. h. Existenzen, geschildert, wir haben 547 Dschâtakas. Nachdem das ganze Paliwerk zunächst in Palisprache von Fausboell und sodann in englischer sehr geschickter und wertvoller Uebersetzung unter Leitung von Professor Cowell in den Jahren 1895 bis 1907 erschien, findet seit dem Jahre 1907 die Veröffentlichung einer deutschen Uebersetzung durch Dr. Dutoit statt.

In seinen verschiedenen Daseinsformen ist Buddha bald der oberste der Götter Sakka oder Indra, bald ein armseliger Bettler, bald ein König, bald ein Hausierer, bald ein Vogel, bald ein Fisch, bald ein Baumgeist, bald ein Meeresgott, bald ein Löwe, bald ein Hase, ein Affe oder ein Rehbock, bald ein kluger Minister und geistlicher Beirat des Königs, bald ein kecker Räuber. Kurz, er durchläuft die verschiedensten menschlichen Stände, die ganze Reihe der vielen Gottheiten und viele Formen des Tierreichs.

Bald ist er die Hauptperson der Handlung, bald nur ein unbeteiligter Zuschauer.

Der Inhalt der einzelnen Handlungen ist bald eine Tierfabel, wie die äsopischen, bald eine Parabel, bald eine moralische Erzählung, bald ein Heldenroman oder eine Liebesgeschichte, bald ein Schwank, bald eine heilige Legende. Von allen Arten werde ich Beispiele bringen.

Jedesmal sind in den Text Verse eingeflochten, gâthâs. Diese enthalten wesentliche

Züge der Erzählung, manchmal nur eine Moral, manchmal den ganzen Inhalt und sind, wie schon erwähnt, wohl der älteste Bestandteil. Manche finden sich auch im Dhammapadam, einer kanonischen Verssammlung. In dem Dschâtakam sind die Erzählungen nach der Zahl der Gâthâs angeordnet, die in ihnen enthalten sind.

Zunächst einige Fabeln. Sind doch diese jedenfalls sehr alt und auch in den stupas, eigentlich Hügeln, den buddhistischen Heiligtümern, schon 2 Jahrhunderte vor Christi Geburt dargestellt.

Da haben wir in dem 30. Dschâtaka, wie der künftige Buddha als Arbeits-Ochse seinen jüngeren Bruder belehrt. Dieser ärgert sich darüber, wie die Ochsen so schwer arbeiten müssen und wie andrerseits das fette Schweinchen es so gut hat und geradezu gemästet wird. Der Bodhisatta, d. h. der künftige Buddha belehrt ihn jedoch, dass das Schweinchen nur zum Schlachten gemästet wird. Als dies in der Tat geschieht, meint der belehrte jüngere Bruder, lieber schlechtes Futter und langes Leben!

In dem 30. Dschâtaka retten sich Wachteln auf des Bodhisatta, der ihr Führer ist, Rat durch gemeinsames Emporfliegen, indem sie dadurch das über sie geworfene Netz in die Lüfte tragen. Als sie aber uneinig werden, werden die streitenden gefangen, während die dem Bodhisatta folgenden Wachteln sich vorher retteten.

Diese Erzählung findet sich ganz ähnlich in ihrem ersten Teile in der bekannten alt-

indischen Märschensammlung Pantschatantram wieder, die aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert stammt.

In dem 44. Dschâtaka will ein dummer Sohn einen Moskito erschlagen, der sich seinem kahlköpfigen Vater auf den Schädel gesetzt hat, haut aber mit der zu diesem Zweck geschwungenen scharfen Axt seinem Vater den Kopf entzwei.

Diese Fabel kehrt in unseren Lesebüchern als die Fabel vom Eremiten und dem Bären wieder.

In dem 46. Dschâtaka ziehen Affen, welche den Gärtner vertreten wollen, bei den Bäumen, die sie bewässern sollen, die Wurzeln heraus, um zu sehen, welche mehr und welche weniger Wasser brauchen.

Eigenartig ist die Fabel in dem 136. Dschâtaka.

Der Bodhisatta ist einmal ein Brahmine, heiratet eine Dame seines Standes, und hat von ihr drei Töchter. Nach seinem Tode wird er als Goldenterich wiedergeboren. Er fliegt, als er gross geworden ist, zu seinen verarmten Hinterbliebenen und gibt sich ihnen als ihr einstiger Gatte und Vater zu erkennen. Bei jedem Besuch gibt er ihnen eine seiner goldenen Federn, von deren Erlös sie wohlhabend werden. Die gierige Frau hat aber nicht genug. „Auf Tiere ist kein Verlass, wer weiss, ob Euer Vater wiederkommt.“ Sie beschliesst daher, trotz der Weigerung der Töchter, ihren Gatten bei nächster Gelegenheit völlig zu rupfen, was

sie auch tut. Die Federn verlieren aber sofort ihr Gold und ihren Wert. Der gerupfte Vater fliegt, als sie ihm wieder gewachsen sind, auf Nimmerwiedersehen davon.

Die Fabel erinnert uns an die bekannte, von dem goldene Eier legenden Huhn.

In Dschâtaka 153 fordert ein Eber einen Löwen zum Zweikampf. Kurz vorher verliert er den Mut und wälzt sich, damit ihn der Löwe, dessen Reinlichkeitssinn bekannt ist, nicht anrühren mag, in stinkendem Miste, worauf in der Tat Buddha, der Löwe, auf den Zweikampf verzichtet. Der Eber prahlt mit seinem Siege.

In Dschâtaka 174 benimmt sich ein Affe unflätig gegen seinen Wohltäter. Moral: Habe mit Bösen nichts zu schaffen!

Drollig ist die Fabel in Dschâtaka 176. Ein Affe holt sich Erbsen aus einem Pferdetrog, eine wirft er, aus Versehen, auf einem Baume sitzend, herab, und lässt alle fallen, um die eine, die er nicht wiederfindet, zu holen. Mit leeren Händen sitzt er schliesslich wieder auf dem Baum, mit einer Miene, als ob er eben tausend Geldstücke im Prozess verloren hätte.

Das 189. Dschâtaka ist die bekannte Fabel vom Esel in der Löwenhaut. In dem 215. wird erzählt, wie eine Schildkröte von zwei jungen Wildgänsen mit auf die Reise genommen wird. Die Schildkröte muss mit ihrem Maule in einen Stock beissen, dessen Enden die beiden Vögel ergreifen. Die Schildkröte darf natürlich unterwegs nicht reden. Sie ärgert sich aber über

schreiende Kinder und ruft ihnen zu, dabei fällt sie herunter und zerschellt am Boden.

Die Fabel dient zur Belehrung eines zu redseligen Königs.

Deutschen Kindern ist sie bekannt in einem Gedichtchen, das anfängt:

„Frau Schildkröt flog einmal
über Berg und Tal“

und worin die Schildkröte in den Versen

„Ei, Frau Vierbein,
Was fällt ihr ein?
Ei, Frau Knochenrück,
Fehlt ihr noch ein Stück?“

verspottet wird.

Sehr eigenartig ist eine Fabel, die falsche Frömmigkeit verspottet.

Im 300. Dschâtaka beschliesst nämlich ein Wolf, der auf einem Felsen im Ganges liegt und durch Hochwasser abgeschnitten ist, aus der Not eine Tugend zu machen und als gutes Werk einen Fasttag zu halten. Seine Tugend hält aber nicht stand, als Gott Sakka in Gestalt einer Ziege ihn auf die Probe stellt.

Dschâtaka 308 enthält die bekannte äsopische Fabel vom Wolf und Kranich, nur ist es hier ein Specht, der dem Löwen den Knochen aus dem Schlund zieht und keine Belohnung erhält.

In Dschâtaka 361 sucht ein Schakal vergebens, Löwe und Tiger zu entzweien.

In Dschâtaka 370 wird ein mächtiger Baum von einer schmarotzenden Baniane zerstört. In dem 383. Dschâtaka widersteht der Bodhisatta

als Hahn den Schmeicheleien einer ihm Liebesanträge machenden Katze.

Dschâtaka 503 endlich schildert an zwei jungen Papageien, von denen der eine bei Räubern, der andere bei weisen Einsiedlern gross wird, die Wahrheit des Satzes: Schlechte Gesellschaft verdirbt gute Sitten.

Eine Reihe von Parabeln ist, wie erwähnt, ebenfalls in den Dschâtakas enthalten.

So wenn in Dschâtaka 150 ein durch Zauberei zum Leben gerufener Tiger den Erwecker tötet, eine Erzählung, die auch im Pantschatantram vorkommt. In Dschâtaka 55 ficht der Bodhisatta als furchtloser Prinz mit einem furchtbaren Dämon.

In Dschâtaka 96 lassen sich eine Anzahl junger Herren von denen der eine schöne Frauen, der zweite Musik, der dritte Wohlgerüche, der vierte feine Speisen, der fünfte ein weiches Lager über alles liebt, von weiblichen Dämonen, die ihren respektiven Gelüsten schmeicheln, betören und werden von den schönen Menschenfresserinnen verzehrt. Auch ein König fällt einer von ihnen zum Opfer, nicht aber der künftige Buddha, der an seiner statt König wird.

In dem 151. Dschâtaka begegnen sich im Hohlweg zwei mächtige Könige. Der eine vergilt Gutes mit Gutem, Böses mit Bösem. Der zweite auch Böses mit Gutem. Der letztere — wieder der Bodhisatta — erhält den Vorrang, und der andre muss ausweichen.

In dem 207. Dschâtaka beweint ein König den Tod seiner heissgeliebten Gattin und kann sich

von ihrem Leichnam nicht trennen. Der Bodhisatta zeigt ihm jedoch, dass seine Frau jetzt ein kleines Würmchen im Miste ist, das seinen jetzigen Gemahl, ein ebensolches Würmchen, in seiner jetzigen Existenz dem früheren mächtigen König vorzieht. Der König fasst sich hierauf, lässt den Leichnam der Königin bestatten und heiratet wieder.

Dschâtaka 248 zeigt, wie Zweifel und Streit aus halbem Wissen entstehen.

Vier Königssöhne kennen den bei uns Judasbaum genannten mächtigen Baum noch nicht. Ein Wagenlenker zeigt dem einen den Baum in Knospen, dem andern denselben in Blättern, dem dritten den mit roten Blüten bedeckten Baum und dem vierten denselben mit Früchten beladen. Als sie nun miteinander über den Baum sprechen, vergleicht ihn der eine einem dürren Stamm, der zweite einer Baniane, der dritte nennt ihn fleischfarben und der vierte denkt an eine Akazie. Ihr Vater schlichtet ihren aus halber Kenntnis entsprungenen Streit.

Parabel und Legende gleichzeitig ist es schliesslich, wenn in Dschâtaka 457 Buddha als Gott des Wahren und Richtigen, Dhamma, wiedergeboren mit seinem einstigen Vetter Dewadatta, der als Gott des Unrechts, Adhamma, wiedergeboren wird einen Wortstreit hat, der damit endet, dass Adhamma zur Erde stürzt und in der Hölle wiedergeboren wird.

Strenggenommen sind natürlich alle Dschâtakas Legenden, insofern Buddha als Bodhisatta darin eine Rolle spielt. Die von mir der Ueber-

sichtlichkeit wegen gewählte Einteilung ist natürlich auch mehr oder minder willkürlich, da Legende, Märchen, Parabel, Fabel oft ineinander übergehen.

Zunächst einige Worte über die grosse Zahl moralischer Erzählungen, die zum Teil in die spätere Novellen- und Erzählungsliteratur vieler abendländischer Völker übergingen.

Da haben wir in Dschâtaka 48 die Erzählung wie ein Brahmane im Besitz einer Zauberformel ist. Spricht man diese bei einer gewissen Sternkonstellation aus, so regnet es Gold, Silber, Perlen, Korallen und mancherlei Juwelen vom Himmel herab. Der Brahmane, den sein Schüler, der Bodhisatta, begleitet, fällt Räubern in die Hände. Der kluge Schüler warnt noch den Brahmanen, ja nicht den Zauber zu verraten, und wird nach Lösegeld fortgeschickt. Zufällig tritt aber in seiner Abwesenheit gerade die nötige Sternkonstellation ein, die nur jedes Jahr einmal stattfindet. Der Brahmane verrät den Räubern sein Geheimnis, wird von seinen Fesseln befreit und erhält, was er wünscht, Bad, neue Kleider, Parfüm und Blumen. Er sagt den Zauber, die Kostbarkeiten fallen herab und werden von den Räubern als Lösegeld angenommen. Als sie aber von dem Brahmanen gefolgt abziehen, fallen sie einem Trupp andrer Räuber in die Hände. Die überfallenen verweisen auf den Brahmanen. Vergebens sagt dieser, erst in einem Jahre könne er den Zauber wiederholen. Er wird als widerspänstig getötet. Die beiden Räuberheere bekämpfen einander, dann kämpft die siegreiche

zweite Bande unter sich, bis schliesslich von allen Räubern (tausend im Ganzen) nur zwei am Leben bleiben. Diese bemächtigen sich der Schätze der ersten Truppe und schleppen sie ins Dschungel. Dann geht einer in die Stadt, um Reis zum Abendessen zu holen. Der zurückbleibende beschliesst aus Habsucht, den Heimkehrenden sofort mit einem Schwerthieb zu töten. Dieser bringt in gleicher Absicht vergifteten Reis. So sterben beide, der eine durchs Schwert, der zweite vergiftet. Der mit dem Lösegeld zurückkommende Bodhisatta erbt den ganzen Reichtum und verwendet ihn zu Wohltaten.

Während das eben erzählte Dschâtaka uns an das bekannte deutsche Gedicht von den drei Räubern erinnert, hat das 291. Dschâtaka eine gewisse Aehnlichkeit mit Uhlands schönem Gedicht, „Das Glück von Edenhall", das übrigens selbst eine Nachdichtung einer altenglischen Ballade ist, die sich in Percys Relics findet.

Andere Dschâtakas erzählen von bestraftem Undank, von Menschen, die undankbar sind, während Tiere sich dankbar beweisen, von bestraftem Geiz, von der Dankbarkeit eines Königs, der mit dem armen Landmann, bei dem er Schutz vor Rebellen fand, sein Königsreich teilt, von der Strafe des Diebstahls, von dem Laster der Trunksucht und dem Lohne der geregelten Lebensweise, die langes Leben giebt u. s. f.

Nur zwei der moralischen Erzählungen seien noch ihres besonderen Interesses halber erwähnt.

Ein undankbarer Sohn will in dem 446. Dschâtaka auf Geheiss seiner Frau seinen alten Vater

töten, sein eigener Sohn aber will seinen Grossvater retten und tut daher, als ob er selbst ein Grab für seinen Vater grabe, für den Fall, dass dieser einmal alt werde.

Ganz ähnlich ist die deutsche Erzählung vom schlechtbehandelten Grossvater.

In dem 162. Dschâtaka wird erzählt, wie einem eifrigen Verehrer des Feuergottes das Haus abbrennt, weil er dem Feuergott, der ihn vor dem Feuer schützen soll, zu viel das Feuer nährende Stoffe opfert, sodass die Flamme zu gross wird.

Auf die Verspottung des Feuerdienstes wie auch anderen Aberglaubens haben es auch andere Dschâtakas abgesehen.

Wieder eine andere Kategorie von Dschâtakas besteht aus Liebesgeschichten.

In dem 216. Dschâtaka hat ein gefangener Fisch, der gerade gespiesst und gebraten werden soll, nur den Kummer, seine geliebte Frau könne ihn, wenn er nicht wiederkomme, für treulos halten. So spricht er rührende Verse, die ich wie folgt, wiedergeben möchte:

Nicht 's Feuer schmerzt mich, nicht der Spiess,
der mir das Leben raubt,
Mich schmerzt nur der Gedanke, dass mein Weib
mich treulos glaubt.
Der Liebe Glut erfüllt mir nur mein
Herz mit Schmerz und Pein,
Dem Liebenden ziemt nicht der Tod,
o wollet mich befrein!

Der zufällig hinzukommende Bodhisatta veranlasst hierauf die Fischer, den trauernden Liebhaber wieder in Freiheit zu setzen.

In dem 147. Dschâtaka denkt ein für einen Diebstahl gepfählter Dieb unter den greulichsten Schmerzen nur an seine heissgeliebte Frau, der er nun nicht das von ihr Gewünschte, von ihm zu stehlen versuchte, bringen kann.

In dem 458. Dschâtaka geloben sich ein König (nämlich der als König wiedergeborene Bodhisatta) und eine Königin Treue, auch nach dem Tode in späteren Existenzen.

Natürlich beschäftigen sich dem Mönchsgeiste entsprechend eine ganze Anzahl Dschâtakas auch mit der Bosheit und Treulosigkeit der Frauen.

Ein Liebhaber wird in dem 106. Dschâtaka dadurch von seiner grossen Hinneigung zu seiner Geliebten kuriert, dass ihn dieselbe fortwährend mit Kommissionen für sich in Trab hält.

In dem 327. Dschâtaka entführt ein Garuda, ein Riesenvogel der indischen Legende, seinem Freunde, einem Könige, dessen hübsche Gemahlin auf seine Insel. Der Minstrel des Königs, der sie suchen soll, steigt unbemerkt auf des Garudas Rücken, gelangt ohne dessen Kenntnis so auf die Insel, und betrügt sowohl den Garuda wie seinen Herrn und König mit dessen leichtsinniger Gemahlin.

In dem 436. Dschâtaka verschluckt ein Dämon die von ihm geraubte und in einen Kasten gelegte Schöne, um sie immer sicher mit sich herumzutragen. Als aber einst der Dämon seine Frau für kurze Zeit ausser Acht lässt, naht sich derselben ein durch die Luft mit dem Schwerte unter dem Arm angeflogen kommender junger Zauberer und

steigt mit ihr in die Kiste, die sie von innen zumachen, worauf der getäuschte Dämon sie verschluckt. Der ihm begegnende Bodhisatta, damals ein Asket, redet ihn, die Situation durchschauend, spasshaft mit „Willkommen ihr drei“ an und der Riese würgt die Kiste mit den Liebenden hervor. Dem Kasten entsteigt der sofort sich wieder in die Luft erhebende Zauberer. Der Dämon ist aber von seiner Liebe kuriert.

Diese Geschichte kehrt in der Einleitung der bekannten arabischen Märchensammlung, „Tausend und eine Nacht“, wieder.

Ebenfalls in „Tausend und eine Nacht“ findet sich auch ein wenig abgeändert die merkwürdige Geschichte des 386. Dschâtakas.

Das gemeinsame Moment ist folgendes: Eine Frau, in den indischen Dschâtakas eine Königin, im arabischen Märchen eine Kaufmannsfrau, will auch wie ihr Mann die Tiersprache verstehen lernen, obwohl sie weiss, dass dieser, wenn er sein Geheimnis verrät, sterben muss. Erst will der gutmütige Mann sein Leben riskieren, dann folgt er im Arabischen dem Rat des Haushahns, im Indischen dem Rate des eines Ziegenbocks Gestalt annehmenden Gottes Sakka und bringt seine böse bessere Hälfte durch Prügel zur Raison. Im Indischen wird allerdings darauf die Königin noch verstossen.

Eine etwas bizarre aber oft auch sehr anmutige eigenartige Liebesgeschichte dagegen ist der Roman des hässlichen Königs Kusa mit der schönen Prinzessin Pabhawati, mit der ihn seine Mutter vermählt. Zur Vorsicht dürfen beide ein-

ander in der ersten Zeit nicht bei Tage sehen, da sonst die schöne Prinzessin an der Hässlichkeit des Königs Anstoss nehmen könnte. Trotzdem erspähen sie sich auch bei Tage, was allerdings die Folge hat, dass die schöne Prinzessin wieder in ihre Heimat reist. Treulichst folgt ihr aber der Prinz Kusa, der ihr zu Liebe nacheinander Musikant, Töpfer, Fächerfabrikant, Gärtner und Koch wird und sie zwar jedesmal mit schönen Geschenken zu gewinnen sucht, aber auch nicht lassen kann, sie zu necken, und sie selbst ist ihm nicht mehr so ganz abgeneigt.

Schliesslich beschliesst der über die Prinzessin erzürnte Vater, als sein Reich seiner Tochter wegen von sieben Königen gleichzeitig bestürmt wird, ihren grausamen Tod. In sieben Stücke soll sie geteilt werden, jeder der Könige soll eines erhalten. In dieser Not fällt die spröde Pabhawati dem in armseligster Kleidung sie empfangenden Kusa zu Füssen. Dieser hat zwar erst seine rechte Freude an dem Kniefall und sich absichtlich eine recht schmutzige Stelle zum Standort ausgesucht, dann aber verspricht er ihr Hülfe, wappnet sich, schlägt auf seinem Elefanten reitend die Feinde und nimmt die sieben Könige gefangen. Die Geschichte schliesst harmonisch mit der definitiven Aussöhnung König Kusas mit seiner Pabhawati und den Hochzeiten der Könige mit Pabhawatis Schwestern.

Hier haben wir auch bereits eine neue Kategorie, die des Heldenromanes. Solcher sind ebenfalls mehrere in den Dschâtakas enthalten. In dem 30. Dschâtaka verbindet sich der Bodhi-

satta, ein Zwerg aber von grossem Mute, mit einem feigen Riesen, den er Anfangs die Lorbeeren ihrer gemeinsamen Tätigkeit ernten lässt. Schliesslich aber versagt der Riese in der Stunde der Gefahr, während der heldenmütige Zwerg allein kämpft und siegt.

Das 454. Dschâtaka erzählt die Geschichte von 10 Heldenbrüdern. Damit kommen wir auch gleichzeitig ins Gebiet der echten Märchen.

Eine Prinzessin wird von ihren Brüdern wegen einer Prophezeihung in einem Turme eingesperrt gehalten. Trotzdem nähert sich ihr ein Jüngling. Sie schenkt ihm eine Tochter und 10 Söhne, die als Söhne einer Dienerin gelten. Als diese heranwachsen, werden sie ritterliche Strassenräuber. Die um ihren Thron besorgten beiden Oheime locken sie zum Ringkampf mit zwei Meisterringern in die Stadt. Sie töten die Ringer und auch die beiden grausamen Oheime und ziehen erobernd durch Indien. Eine Stadt entzieht sich anfangs ihrer Belagerung. Sie wird von einem Dämon in Eselsgestalt bewacht, sobald dieser nun Feinde zum Angriff heranrücken sieht, erhebt er seinen Warnungsruf, die ganze Stadt erhebt sich vom Erdboden und fliegt auf eine entfernte Insel. Erst, wenn die Belagerer sich zurückgezogen haben, fliegt sie wieder an ihren alten Platz. Die Brüder flehen den Dämon um Hülfe an. Dieser muss zwar die Stadt vertragsmässig warnen, gibt aber den Belagerern den Rat, die Stadt mit Ketten an vergrabene Eisenpfosten und Pflüge zu verankern. Dies ge-

schieht auch. Als die Stadt sich beim Warnungsruf erheben will, ist sie gefesselt und wird erobert. Nach Eroberung ganz Indiens gehen aber später alle Brüder zu Grunde. Die Schwester allein bleibt übrig.

Sehr merkwürdig ist auch das folgende Märchen des 186. Dschâtakas.

Es lebten einmal im Himalaya, in 4 Hütten aber im selben Tal, 4 Brahminen, alle Brüder, als Eremiten. Als der älteste von ihnen starb, wurde er wegen seiner Verdienste als der oberste der Götter, Sakka, wieder geboren. Er besuchte als treuer Bruder die auf der Erde noch lebenden und frug nach ihren Wünschen. Der Aelteste der drei, welcher es gern warm hatte, bat um Feuer. Sakka gab ihm eine Axt mit der Aufforderung, sobald er Feuer brauche, nur auf den Axtstiel zu schlagen und zu sagen, hole Holz und mache Feuer. Der zweite Bruder leidet unter der Angst vor einer grossen Elefantenherde. Diesem gibt Sakka eine Trommel. Wird die Trommel auf der einen Seite geschlagen, so macht sie, dass alle Feinde fliehen, schlägt man sie auf der andern, so werden die Feinde zu Freunden und ein starkgerüstetes Heer eilt zur Hilfe des Trommlers. Der letzte Bruder, der gern Quark isst, bekommt eine Schüssel. Dreht man die Schüssel um, so fliesst daraus ein Quarkstrom, der sogar imstande ist, alles zu überfluten. Ja, sagt Sakka dem mit der Schüssel Beglückten, sogar ein Königreich ist damit zu gewinnen.

Die drei Brüder benutzen aber die drei Zauberdinge nur ganz primitiv zur Befriedigung ihrer nächsten Bedürfnisse.

Nun lebte zur selben Zeit in einem verlassenen Dorfe ein Eber, der eines Tags einen Edelstein fand, welcher dem Besitzer Zauberkraft verlieh. Der Eber nahm den Stein ins Maul und siehe da, er konnte fliegen, und flog auch weit fort zu einem sicheren Plätzchen, das er in einer Insel mitten im Meere zu finden glaubte. Dort lies er sich im Schatten eines Mangobaumes nieder.

Zur selben Zeit wurde ein Tunichtgut von seinen Eltern verstossen, er kam zu einem Seehafen und ging als Schiffsjunge an Bord eines Schiffes. Dieses litt unterwegs Schiffbruch, und auf einer Planke sitzend trieb er an die Insel des Ebers, wo er diesen unter seinem Baum schlafend fand. Vor dem Eber lag der wertvolle Zauberstein. Der Taugenichts ergreift den Stein und schwebt sofort in der Luft. Er lässt sich auf dem Baum nieder, weckt den Eber, der, als er den Stein vermisst und den Räuber entdeckt mit dem Kopf gegen den Baum rennt, auf welchem jener sitzt, und zwar so kräftig, dass er stirbt. Der Taugenichts brät sich zunächst den toten Eber, verzehrt ihn und fliegt dann mit seinem Stein von der Insel nach dem Himalaya, wo er sich in der Nähe der Eremiten niederlässt. Er plaudert mit dem ältesten Bruder, der ihn freundlich aufnimmt, und entdeckt die Zauberkraft der Axt, die er mit dem Besitzer

gegen den Edelstein tauscht. Kaum hat er aber ein paar Schritte getan, so sagt er der Axt, sie solle dem Eremiten den Kopf zerschlagen und ihm den Edelstein wiederbringen, was auch geschieht. Auf die selbe Weise setzt er sich in Besitz der Trommel und der Milchschüssel und ist nun der Besitzer von vier köstlichen Wunderdingen. Durch die Luft fliegt er bis dicht vor Benares und fordert den König zur Unterwerfung oder zum Kampf. Er umgibt sich, als der König sich auf nichts einlässt und den Kecken zu ergreifen befiehlt, mit einem wohlgerüsteten Heere, indem er die Zaubertrommel auf der betreffenden Seite schlägt. Sowie nun das feindliche Heer sich zur Schlacht entwickelt, dreht der Besitzer der Zauberdinge seine Milchschüssel um, und in dem kolossalen sich ergiessenden Quarkstrom ertrinken grosse Massen des feindlichen Heeres. Hierauf holt ihm die Axt den Kopf des Königs und der einstige Taugenichts zieht selbst als Herrscher in Benares ein, wird zum König gesalbt und herrscht weise unter dem Namen König Quarkwagen, Dadhi-vahana.

Den Schluss dieser merkwürdigen Dschataka bildet eine Fabel. Ein dem König Quarkwagen gehörender wertvoller Mangobaum wird aufs köstlichste gepflegt und trägt daher auch gute Frucht. Ein neidischer König schickt einen Gärtner, der sich zunächst einzuschmeicheln weiss durch seine Geschicklichkeit, dann aber um den köstlichen Baum lauter bittere Schlingpflanzen pflanzt, sodass die Früchte bitteren Geschmack bekommen. Der Bodhisatta, damals Ratgeber

des Königs Quarkwagen, klärt den König auf und rettet den Baum.

Vieles ist in diesem Märchen vom Usurpatorkönig und den vier Wunderdingen, die ihm zur Herrschaft verhelfen, interessant. Zunächst scheint es garnicht mit der buddhistischen Moral vereinbar, dass fromme Eremiten sterben, damit ein Taugenichts ihre Schätze erhält und mit einem Königreich belohnt wird. Eine feine Moral ist ja allerdings die, dass die köstlichsten Gaben erst Wert gewinnen, wenn ihr Besitzer sie anzuwenden versteht. Weiter aber ist ein Taugenichts, der ein mächtiger König wurde, in der Geschichte des Buddhismus nicht unbekannt. Im Jahre 325 vor Christi Geburt floh ein aufs Haupt geschlagener Aufrührer zu dem in Indien stehenden König Alexander dem Grossen. Nach dem Abzug des griechischen Heeres sammelte der verachtete wenig gebildete Abenteurer ein Heer und nahm 315 vor Christi Geburt den durch Ermordung des Radscha erledigten Königsthron von Magadha in Besitz als König Chandragupta. Als solcher besiegte er den Seleukus. Sein Enkel war der grösste Beschützer des Buddhismus, den Indien erlebte, der berühmte König Asoka.

Die Erzählung der drei Wunderdinge erinnert, wenn auch nur wenig, an unser Märchen vom „Tischlein deck Dich“, „Esel streck Dich“ und „Knüppel aus dem Sack“.

Das Juwel, welches dem Besitzer die Flugkraft verleiht, also gewissermassen ein Taschenaeroplan, ist interessant, weil es einer der vielen Märchenzüge ist, in welchen die Sehnsucht,

fliegen zu können, zum Ausdruck kommt. Es ist auch verständlich, warum der Brahmane gern auf den Tausch eingeht. Denn nach Ansicht der Buddhisten, die unzähligemal in den Dschatakas zum Ausdruck kommt, verleiht tiefe religiöse Einsicht dem Besitzer die Fähigkeit, durch die Luft zu fliegen. Das Juwel hätte also dem Axtbesitzer vieles Nachdenken erspart.

In dem Märchen der 220. Dschataka wird erzählt, wie der Bodhisatta, also der künftige Buddha, Kaplan eines Königs ist. Angeschwärzt beim König muss er bei Todesstrafe auf dessen Geheiss der Reihe nach je in einer Nacht einen köstlichen Garten, einen See mit Lotuspflanzen und schönen Landungsplätzen, ein köstliches Gebäude aus Elfenbein und ein wunderbares Kleinod schaffen. Alle diese Aufgaben gelingen ihm durch die Beihülfe des Götterkönigs Sakka.

Schliesslich löst er noch mit dessen Hülfe die schwierigste Aufgabe, einen tugendhaften Parkwächter zu finden. Es ist dies ein einstiger König, der von sich selber nach bösen Erfahrungen des Gegenteils nunmehr sagen kann:

Ich neide nicht, trink' keinen Wein,
Kann gierig nicht noch zornig sein.

Das Märchen erinnert etwas an die Aufgaben, die Aladdin gestellt werden, und die er mit Hülfe der Geister der Lampe löst.

Die 445. Dschataka behandelt ein Märchen, das mehrere Züge zeigt, die auch in einer Reihe anderer Märchen der Weltliteratur wiederkehren. Eine Kaufmannsfrau gibt ein Findelkind für ihr eigenes aus. Es erhält den Namen Banjane, ein

Vetterchen heisst Zweig, ein Schneidersohn Pottika. Die drei werden zusammen erzogen und studieren an der Hochschule von Takkasila. Pottika hört, als er einmal auf der Reise unter einem Baume sitzend Banjanens Füsse massiert, Hähne oben im Baum sich unterhalten. Er entnimmt aus ihrer Unterhaltung, dass einer der Hähne so beschaffen ist, dass derjenige, der sein Fett isst, König wird, der das Fleisch isst, General und der, welcher das Fleisch um die Knochen abnagt, Schatzmeister. Der Hahn wird getötet und verteilt, und in der Tat wird im weiteren Verlauf der Geschichte Banjane König, Zweig General und Pottika Schatzmeister.

Nicht ohne gelegentlichen Humor ist das legendenhafte Märchen vom Mönche Mitta-windaka in Dschataka 41. Als Mönch ist er neidisch auf einen Heiligen und sucht, diesen zu schädigen. Zur Strafe wird er nach seinem bald erfolgenden Tod zunächst einmal einige hunderttausend Jahre in der Hölle gepeinigt. Hierauf ist er 500 Geburten hintereinander ein menschenfressender Dämon, dann wieder fünfhundert Existenzen lang ein Hund. Als Hund wie als Dämon muss er recht hungern, weil er dem Heiligen ein diesem zugedachtes Essen unterschlug. Schliesslich wird er als Bettler wiedergeboren und muss wieder hungern. Seine Eltern verstossen ihn, und er wird zu Benares Schüler des Bodhisatta, der damals ein berühmter Theologieprofessor war. Er rennt aber, da ihm dessen Zurechtweisungen nicht behagen, davon, wird Taglöhner in einem kleinen Dorf und heiratet ein armes Mädchen.

Die Ehe ist mit zwei Kindern gesegnet, sonst geht es ihm aber, obwohl ihm die Bauern eine Hütte bauen und sich von ihm geistlich unterweisen lassen, sehr schlecht. Denn infolge des auf ihm lastenden Fluches wird das Dorf sieben mal auf des Königs Befehl niedergebrannt und leidet auch mehrfach an Wassernot. Er wird mit Schlägen von den ihm daher aufsässigen Bauern vertrieben, Dämonen töten und fressen im Urwald seine Frau und seine Kinder. Er flieht an die Küste, und besteigt ein Schiff, auf dem er Dienste nimmt. Das Schiff bleibt in Folge des Fluches auf einmal stillstehen, Mitta-windaka wird, da ihn das Los trifft, mit einem Bambusfloss über Bord geworfen, worauf das Schiff weitersegeln kann.

Wegen einstiger Verdienste als Mönch gelangte er zum Kristallpalast von vier Meergöttinnen. Sieben Tage verbringt er mit ihnen in seliger Lust. Am siebten verlassen sie ihn, da sie immer vorübergehend in der Hölle büssen müssen, Mitta-windaka erwartet aber undankbarer Weise nicht ihre Rückkehr, sondern fährt auf seinem Floss weiter zu acht Göttinnen, die in einem silbernen Palast wohnen. Hier wiederholt sich dasselbe, er gelangt weiter zu sechzehn Göttinnen in einem Juwelenpalast und schliesslich zu 32 in einem goldenen Schlosse. Als er aber auch diese verlässt, gelangt er zu einer Dämoneninsel. Er will eine Dämonin, die in Ziegengestalt ihm begegnet, an einem Bein festhalten. Die vermeintliche Ziege gibt ihm aber einen Tritt, dass er über die Insel und den

Ozean fliegt und in ein Dornendickicht bei Benares fällt. Weil er nun eine dort weidende Ziege wieder am Bein packt, in der Hoffnung, sie könne ihn nach den seligen Inseln zurückschleudern, wird er als Dieb festgenommen und soll vor den König gebracht werden. Der Bodhisatta, sein Lehrer, der grade des Wegs kommt, befreit seinen Schüler und lässt sich seine Schicksale erzählen.

In der 461. Dschataka, die Züge des grossen Nationalepos der Inder, des im 4. Jahrhundert vor Chr. verfassten Ramayana enthält, sendet Rama seine Strohpantoffeln als Regenten statt seiner nach Benares. Die Pantoffeln regieren drei Jahre lang das Königreich. Soll Recht gesprochen werden, so werden die Pantoffeln auf den Thron gelegt, entscheiden die Richter richtig, so bleiben die Pantoffel ruhig liegen, entscheiden sie falsch, so schlagen die Strohpantoffel auf einander.

Dieser hübsche Märchenzug findet sich im Ramayana selbst nicht.

In der 463. der Supparaka Dschataka steuert der Bodhisatta als Steuermann ein Schiff. Die Seefahrer kommen an die Diamantensee. Der Bodhisatta hütet sich wohl der habgierigen Kaufmannsgesellschaft an Bord das Vorhandensein der Diamanten mitzuteilen, damit sie nicht das Schiff überladen. Er senkt ein Netz wie zum Fischfanng ein und verstaut den gehobenen Schatz im Schiff gleichzeitig ein entsprechendes Gewicht billiger Waren über Bord werfend. Entsprechend verfährt er jedesmal, als sie nachein-

ander das Goldmeer, das Silbermeer, das Smaragdmeer und die Korallensee durchfahren und rettet auch das Schiff aus einem gefährlichen Strudel in den sicheren Hafen.

Die 493. Dschataka hat, wie alle andern, Verse eingestreut, die einen Teil der Erzählung in poetischer Form geben. Da aber der in Versen erzählte Teil die kurzen Prosazusätze überwiegt, so habe ich mir erlaubt, den wesentlichen Teil der Maha—Wanidscha—Dschataka oder der „Wiedergeburt als Grosskaufmann“, wie folgt, in deutsche Verse zu übertragen, diese, meine Uebertragung habe ich dann auch in meine soeben erscheinende Gedichtsammlung Sunufatarungo*), aufgenommen. Sie lautet:

Maha — Wanidscha — Dschataka.

Eine buddhistische Legende aus dem Dschatakam.

Viel Kaufleute reisten zusammen einmal
Nach Schätzen begierig durch Berg und Tal.

Sie kamen in einen dichten Wald,
Da mangelt es ihnen an Allem bald.

Im Wald war auch ein Nigrodhabaum,
Der überschattete weiten Raum.

Vier mächtige Zweige streckte er aus,
Sie kappten einen, da floss heraus

*) Sunufatarungo. Vereinigte Gedichte von Vater und Sohn. Herausgegeben von Dr. Ludwig Harald Schütz. Mit einem Titelbild von Georg Widmann, Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselringsche Hofbuchhandlung (E. B. Mayer) 1914. Seite 203 usff.

Das herrlichste Wasser, sie tranken sich satt,
Ein Bad auch erfrischte, die eben noch matt.

Sie kappten den zweiten, da hat sich ergossen
Ein Suppenstrom, in dem Fleischstücke flossen,

Und Reis und Ingwer, Gemüse dabei
Und Leckerbissen noch allerlei.

Sie schmausten behaglich in Träumen verloren,
Dann dachten die Undankbaren, die Toren:

Nach schönen Mädchen ist unser Begehr,
Der Baum hat sicher der Gaben noch mehr.

Sie kappten den dritten der Aeste, im Reigen
Die holdesten Mädchen dem Baume entsteigen

Mit herrlichen Kleidern und Zierrat geschmückt,
Die Kaufleute waren gar sehr entzückt.

Dann dachten die Toren, die Undankbaren,
Viel Gutes schon ist uns zwar widerfahren,

Doch birgt dieser Baum noch mehr an Schätzen,
Wir wollen auch daran uns ergötzen.

Sie kappten den letzten der Aeste, mit Braus,
Fliessen noch Gold und Juwelen heraus

Und Silber und Tücher und Prachtgewand',
Das raubte ihnen den letzten Verstand.

Die Toren, die undankbaren Gesellen,
Beschlossen den Baum nun selbst zu fällen.

Vergebens mahnte ihr Führer, ein Weiser,
Der Bodhisatta, er sprach sich nur heisser.

Sie hieben die Aexte mit aller Kraft
In den ästelosen Banjanenschaft.

Das hat der Schlangenkönig gehört,
Unter der Erde, er rief empört:

Die lasterhaften, die frechen Gesellen,
Die undankbaren, den Baum zu fällen,

Der ihnen durch meine Zauberkraft
Nahrung und Mädchen und Gold verschafft'.

Auf denn, ihr Schlangen, rüstet Euch,
Und tötet die Undankbaren sogleich.

Da kamen die Schlangen, ein grosses Heer,
Und bald lebte keiner der Kaufleute mehr,

Als nur der Bodhisatta allein,
Und alle die köstlichen Dinge sind sein.

Die Schlangen verladen auf Wagen die Schätze,
Dass Buddha an ihrem Besitze sich letze.

Und ihre vereinigte Zauberkraft
Hat alles gar schnell nach Benares geschafft.

Drum achte des heiligen Buddha Lehre:
Nie gierig allein nach Schätzen begehre!

In der 57. Dschataka kommt Buddha als Affe zur Welt. Er pflegt, um auf eine Strominsel zu gelangen, auf einen Stein im Fluss zu springen. Ein Krokodil, das den Affen für sein Weibchen als Speise fangen will, legt sich auf den Felsen, auf den der Affe zu springen pflegt. Die Dummheit des Krokodils kennend ruft der Bodhisatta dem Felsen zu, und sagt: „Warum antwortest Du

denn heute nicht?“ Hierauf glaubt das Krokodil antworten zu müssen und verrät sich und seine Absicht. „Mach nur Dein Maul weit auf, damit Dir es besser gelingt, mich zu fangen“, ruft der Affe; als das Krokodil wirklich den Rachen weit aufreisst, schliesst es dabei zugleich unwillkürlich die Augen, und dient dem darauf rechnenden Affen wider Willen als Sprungbrett.

In dem 208. Dschataka, dem Sumsumara-Dschataka, will ein Krokodil seinem Weibe, das auf ein Affenherz Gelüste hat, diesen Leckerbissen verschaffen, wird aber von dem Affen überlistet.

Der Affe, der wieder der Bodhisatta ist, steigt auch auf des Krokodiles Rücken. Als er aber hört, dass es sich um sein Herz handelt, sagt er „ach, das habe ich leider nicht bei mir, das hängt dort an dem Feigenbaum“ und deutet auf eine Frucht. Das Krokodil lässt sich betören und setzt den schlauen Affen, der es nachher weidlich verspottet, wieder ans Land.

Diese Geschichte findet sich sehr ähnlich auch in japanischen Märchen und im Talmud wieder.

Auch die Erzählung des 208. Dschataka, in welcher einem Betrüger, der von geliehenen Pflugscharen behauptet, die Ratten hätten sie gefressen, und dem dafür vorübergehend sein Sohn vorenthalten wird unter dem Vorgeben, der Habicht wäre mit ihm davongeflogen, findet sich auch ausserhalb der Dschatakas, so in der bereits mehrfach genannten indischen Märchensammlung Pantschatantra.

Im Dschataka 126 wird sehr spassig erzählt, wie ein geldgieriger betrügerischer Brahmane, weil er zum Niesen gebracht wird, sich selbst mit einem Schwerte die Nasenspitze abschlägt, während andrerseits ein junger Prinz durch Niesen die geliebte Prinzessin zur Frau erwirbt.

Im Dschataka 260 läuft ein hungriger Schlaukopf mit dem Rufe, ich habe eine wichtige Botschaft zu überbringen, auf den tafelnden König zu und nimmt sich eine Handvoll aus der königlichen Schüssel. Zum Glück für ihn ist es der gutmütige und einen Witz verstehende Bodhisatta, der dem Manne verzeiht, als er sagt, er sei nur der Bote seines hungrigen Magens gewesen.

Im Dschataka 240 weint ein Türsteher nach dem Tod eines grausamen Königs, obwohl ihm dieser jedesmal acht Faustschläge auf den Kopf beim Vorübergehen zu geben pflegte. Er weint aber nicht aus Trauer, sondern aus Angst. Denn, sagt er, wenn er das auch bei dem Höllentürhüter so macht, wird er uns wieder zugeschickt.

In dem 219. Dschataka endlich erzählt ein von den Menschen in den Wald zu seinen Brüdern heimgekehrter Affe in drei Versen, wie es im Menschenhause zugeht. Ich gebe sie deutsch, wie folgt, wieder:

Zwei Herren in der Wohnung sind, der eine sieht so aus:
Bartlos, vollbusig, Ring im Ohr und Haartracht eignen Baus,
Er wird geachtet mehr als Gold und plagt das ganze Haus.

Wir kommen jetzt zum Schluss zu den eigentlichen Legenden. Wie schon erwähnt, sind in gewissem Sinne alle 547 Dschatakas Legenden, denn stets spielt der Bodhisatta darin eine Rolle, meist sogar die Hauptrolle.

Im Folgenden bringe ich also nur ganz ausgesprochen legendenhaften Inhalt zeigende Dschatakas.

In dem 12. Dschataka, Nigrodhamiga-Dschataka genannt, wird der Buddha als Rehbock wieder geboren. Golden glänzt seine Haut, wie Juwelen strahlen die Augen, silbern scheint das Gehörn u. s. f. Er wird, mit seiner Herde, von Bauern, die es satt sind, auf der Jagd als Treiber zu dienen, einem Könige in ein Gehege gejagt. Der König sagt seinen Leuten, weder der schöne Bodhisatta-Rehbock, noch ein zweiter eines ebenfalls eingefangenen Rudels, dürfe getötet werden.

Die armen Tiere werfen im übrigen untereinander das Los, wer sich opfern soll, damit nicht eine ganze Reihe unnütz verwundet wird. Der Bodhisatta will sich opfern, als das Los auf ein Reh der zweiten Herde fällt, das ein Kälbchen erwartet. Dieser Heroismus rührt den benachrichtigten König so, dass er sich von dem ihn darum bittenden Rehbock dazu bekehren lässt, nicht nur auf Rehfleisch, sondern überhaupt auf jeglichen Genuss von vierfüssigen Tieren, Fischen und Vögeln zu verzichten.

In dem 40. Dschataka wird Buddha als eines reichen Schatzmeisters Sohn in Benares geboren und mit königlichem Luxus aufgezogen. Mit 16 Jahren ist er bereits vollkommen in allen Wissen-

schaften. Nach dem Tode seines Vaters tritt er dessen Amt an und widmet sich ganz Werken der Barmherzigkeit. Ein frommer Bettler macht sich fein und fliegt durch die Luft nach Benares, um an des Bodhisatta Frühstück teilzunehmen und so, da er von siebentägigem Fasten in heiliger Exstase erschöpft ist, wieder zu Kräften zu kommen.

Der Bodhisatta beauftragt sofort einen Diener, des frommen Mannes Bettler-Schüssel zu holen, um sie dann mit Speise zu füllen.

Der Böse, der in den buddhistischen Legenden gleichzeitig der Tod ist und daher Mara heisst, will aber nicht, dass der fromme Mann wieder zu Kräften kommt. Daher lässt er sofort zwischen dem heiligen Bettler und dem Diener einen Feuerschlund entstehen. Er selbst schwebt hoch in der Luft, um das weitere zu beobachten. Erschreckt kehrt der Diener zu Buddha zurück und meldet ihm das Hindernis, um darauf sofort, so rasch ihn seine Beine tragen, von der Stätte des Schreckens wegzulaufen. Der Bodhisatta durchschaut Maras Vorhaben, geht mit gefüllter Schüssel zum Feuerschlund und erblickt in der Luft Mara, der sich ihm auf Befragen auch zu erkennen gibt und auch sein böses Vorhaben zugesteht. Mutig schreitet der Bodhisatta auf den Feuerschlund zu, um zu versuchen, ob er ihn überschreiten kann, in diesem Augenblick schiesst im Feuerbrunnen eine wundervolle grosse Lotusblume hervor, auf der sein Fuss ruht und der goldene Blütenstaub übergiesst ihn mit goldenem

Schimmer. Auf dem Lotus stehend füllt der Bodhisatta des Heiligen Schüssel.

Der Bettler dankt, nimmt die Nahrung zu sich und fliegt einer Wolke gleich zum Himalaya zurück, während der besiegte und beschämte Mara zu seinem düsteren Heim zurückkehrt.

Der Bodhisatta predigt auf dem Lotus stehend dem Volke und geht dann von der Menge begleitet wieder in sein Haus, sein ganzes weiteres Leben mit guten Werken ausfüllend.

Das 31. Dschâtaka erzählt, wie der Bodhisatta dem Tode durch Elefantenfüsse, der ungerechter Weise über ihn verhängt wurde, dadurch entrinnt, dass die Elefanten voll Angst, den heiligen Mann zu schädigen, fliehen, wie er sich später Werken der Barmherzigkeit widmet und darin von drei frommen schönen Damen unterstützt wird, während die vierte sich nicht barmherzig betätigt. Er wird nach seinem Tode als Sakka, der oberste der Götter wiedergeboren, die drei guten Damen werden zur Belohnung himmlische Dienerinnen Sakkas. Die vierte wird zur Strafe ein Kranich. Sakka sucht die Vermisste auf und zeigt ihr die herrliche Pracht, die ihre drei Freundinnen umgiebt, und bekehrt sie ebenfalls zum Guten. In der Tat verzichtet der bekehrte Kranich von Sakka auf die Probe gestellt auf den Genuss eines Fisches, der noch Lebenszeichen giebt. Zum Dank für die gute Besserung kommt die Dame zunächst wieder als Mädchen in eines Töpfers Familie zur Existenz. Sakka sucht wieder nach ihr, stellt sie wieder auf die Probe. Zum Lohn für das Bestehen derselben

erhält sie einen Wagen voll goldener Gurken von Sakka. Nach ihrem Tode wird sie als Tochter des Asura- oder Titanenkönigs geboren. Als ihr Vater sie vermählen will, stellt sich Sakka unter die Freier und prophezeit, dass sie ihn wählen werde. In der Tat erwählt die bräutlich Geschmückte, schon in den früheren Existenzen ihn liebende, den Bodhisatta-Sakka zum Gemahl und herrscht als seine Gemahlin in der Götterstadt über 25 Millionen himmlischer Tänzerinnen.

Eine Episode dieser eigenartigen galanten Dschâtaka erzählt des Bodhisatta als Sakka Kampf mit den Asuras den himmlischen Titanen. Zunächst will er allein herrschen, er macht daher die dämonischen Riesen trunken und verstösst sie in diesem hilflosen Zustand aus der Götterstadt. Voller Rache wollen die Ernüchterten den Himmel stürmen. Sakka verliert zunächst in der Schlacht gegen sie und flieht. Dabei bringt sein Wagen aber, der über den Wäldern der Riesenvögel oder Garudas einherrast, die Jungen in den Nestern zu Verzweiflungsschreien. Um den Tieren nicht weh zu tun, will der gute Bodhisatta-Sakka lieber schlimmsten Falls seinen Feinden in die Hände fallen und wendet um, um auf einem andern Weg den Himmel zu erreichen. Die Asuras denken, dass er Verstärkungen bekommen hat und deshalb wieder umkehrt, und fliehen voller Angst.

So wird der Bodhisatta-Sakka Sieger.

Es ist dies eine echt buddhistische Färbung alter indischer Mythen.

In dem 51. Dschâtaka ist der Bodhisatta ein König, aber so sanftmütig, dass er sein Reich an einen feindlichen König verliert. Der grausame König lässt den Bodhisatta und seine Getreuen bis an den Hals lebendig eingraben, um den Schakalen zum Frass zu dienen. Voller Geistesgegenwart beisst sich aber der eingegrabene König in den Hals eines ihn nächtlicherweile heimsuchenden Schakals fest, der durch seinen gellenden Schmerzensschrei zunächst bewirkt, dass auch die übrigen Schakale von den andern Gefangenen weglaufen, und dann, als er sich befreien will, den König selbst aus der Grube zieht. Hierauf macht der Bodhisatta-König noch den Unparteiischen zwischen zwei leichenfressenden Dämonen und indem er deren Zauberhülfe benutzt, gelangt er bewaffnet in das Gemach seines eigenen Palastes, in welchem der feindliche König schläft. Er schont dann den in seine Macht gegebenen, erhält sein Reich zurück und in dem ursprünglichen Feinde einen mächtigen Bundesgenossen.

In dem 70. Dschâtaka bringt der Bodhisatta einen siegreichen König dazu, mit seiner ganzen Armee als Einsiedler sich in den Himalaya zu begeben, ja sogar die ganze Bevölkerung von Benares schliesst sich später an.

In dem 196. Dschâtaka rettet Buddha als fliegendes Pferd Kaufleute, die in Gefahr sind, auf Ceylon von Menschenfresserinnen verspeist zu werden.

In dem 221. Dschâtaka ist Buddhas schon erwähnter böser Vetter Dewadatta ein Heuchler

in gelber Priesterkleidung, der den Elefanten des Elefantenkönigs Buddha nachstellt.

Das 267. Dschâtaka erzählt, wie die Treue seiner Frau Buddha, der wieder einmal ein Elefant ist, aus den Klauen einer Riesenkrabbe rettet.

Sehr berühmt ist das 316. Dschâtaka, das Sasa-Dschâtaka.

Buddha ist in dieser Existenz ein Hase. Dieser lebt friedlich mit seinen Freunden, einem Affen, einem Schakal und einer Fisch-Otter. Der Hase predigt seinen Freunden und lehrt sie unter anderem, wie verdienstvoll das Almosengeben ist, wie auch das eigene Fasten. Durch Beobachtung des Mondes bemerkt eines Tags der Hase, dass am folgenden ein Fasttag ist. Der Hase teilt dies seinen Freunden mit und fordert sie auf, selbst zu fasten, frommen Bettlern aber Speise zu reichen.

Früh am Morgen des nächsten Tages sucht die Otter nach Beute und spürt am Gangesufer einige von einem Fischer grade gefangene Fische auf, die dieser zusammengebunden und dann vergraben hat, um in seinem Nachen erst noch weiterem Fischfang nachzugehn. Dreimal ruft die Otter: „Gehören diese Fische jemandem?“ Atthi nu kho imesam sâmiko? (Existiert wohl in der Tat von diesem der Herr?) Darauf trägt sie, als sich niemand meldet, die Fische in ihren Dschungel, um sie bei späterer Gelegenheit zu fressen, da heute Fasttag ist. Sie kommt sich wegen ihres Vorsatzes sehr tugendhaft vor. Aehnlich speichert sich der Schakal zwei Speiler mit geröstetem Fleisch, eine Eidechse und einen Topf mit Dick-

milch, die er in einer, für den Augenblick leeren, Hütte findet, und der Affe ein Bündel Mangofrüchte auf. Beide bewundern sich wegen ihrer Enthaltsamkeit. Der Hase aber überlegt, was er wohl am besten etwaigen Bettlern geben kann, und beschliesst, da er denselben sonst nichts bieten kann, weil sie Gras nicht verzehren, sich selbst als Nahrung zu opfern. Infolge dieses unerhörten Entschlusses von Selbstentsagung zugunsten anderer, wird Sakkas, des Götterkönigs Thron heiss, wie es immer geschieht, wenn in den Dschâtakas eine hervorragend tugendhafte Gesinnung bei einem Wesen sich zeigt. Sakka entdeckt die Ursache des heissen Thrones und beschliesst, die vier Tiere in Brahmanengestalt auf die Probe zu stellen. Wirklich wollen ihm die drei ersten ihre Schätze geben. Ohne sie jedoch für den Augenblick anzunehmen, geht er weiter zu dem Hasen, der voller Freude, seinen heroischen Entschluss ausführen zu können, den vermeintlichen Brahmanen auffordert, ein Feuer anzuzünden. Er will dann selbst in die Flammen springen und sich für ihn zur Speise rösten lassen, ohne dass jenen der Vorwurf trifft, ein Tier getötet zu haben. Sakka lässt etwas abseits durch seine Zauberkraft einen Haufen glühender Kohlen entstehen und meldet dem Hasen, das Feuer sei bereit. Der edelmütige Hase schüttelt sich zunächst noch dreimal, damit kein etwa in seinem Pelze lebendes Insekt zu Schaden kommt, und springt heroisch in die Flammen. Zu seinem Erstaunen fühlt er nur eine angenehme Kühle, denn Sakka wollte ihn nur auf die Probe stellen. Dann

ergreift Sakka einen Berg und malt mit dem herausgepressten Saft auf den Mond das Bild eines Hasen. (Bekanntlich sehen Neger, Inder und andere südliche Völker, auch die Mexikaner, einen Hasen im Mond, statt unseres Manns im Monde, die Mondgebirge so deutend.) Der Hase aber lebte mit seinen drei Freunden in glücklicher Harmonie bis zum Ende seiner Hasenexistenz.

Anmutig ist die Legende des 415. Dschâtakas, in welcher der Bodhisatta, nachdem er als armer Mann Bettelmönchen seine Hafergrütze gab, zum Dank dafür als Prinz zu Benares wiedergeboren wird. Er wird später König, und es stellt sich heraus, dass seine Königin, ebenfalls zum Lohn für eine barmherzige Gabe von Reis an einen Bettelmönch in ihrer vorhergehenden Existenz als arme Sklavin, nunmehr als Königstochter wiedergeboren wurde, die dann der Bodhisatta als König freite.

In dem 442. Dschâtaka wird der sieben Tage von seinem Diener gefolgt nach einem Schiffbruch im Meer herumtreibende Bodhisatta von einer Göttin mit seinem Diener gerettet, aus Dank für seine Guttaten besonders auch gegen einen Bettelmönch.

Er erhält ein Zauberschiff mit Saphirmasten, goldenen Tauen, silbernen Segeln, goldenen Rudern und reichster Ladung.

In dem 466. Dschâtaka ist eine Art Noahgeschichte der Inhalt.

In dem 547. und letzten opfert der Bodhisatta als König Wesantara Alles, was er hat, sogar

Frau und Kinder auf dem Altare der Frömmigkeit, erhält aber zum Lohne Alles unversehrt und wohlbehütet wieder.

Einen Heiligen-Roman, der so ausgedehnt ist, dass er Gegenstand eines eigenen Vortrags sein könnte, stellt das 546. also das vorletzte Dschâtaka dar. In seinem grösseren Schlussteile ist es eine Kriegs- und Heldengeschichte, in der der weise Buddha als Minister Mahosadha seine grosse Fertigkeit als Kriegsingenieur zeigt. Im ersten Teile enthält es vor Mahosadhas Hochzeitsgeschichte, die in der Prüfung der zu Erwählenden etwas an die geduldige Griseldis erinnert, die merkwürdige Jugendzeit des Ministers, in der er als Sohn eines Grosskaufmanns von unendlichem Reichtum seinem Hang zu wohltätigen Werken nachgehen kann und schon als kleiner Junge, die schwierigsten Rätselfragen und Probleme löst. So entscheidet er, wem das umstrittene Rind gehört, dadurch, dass er sich bei den beiden auf dasselbe Anspruch erhebenden erkundigt, wie es gefüttert wurde. Ein dem Rind gegebenes Brechmittel zeigt, wessen Angabe auf Wahrheit beruhte, wer also der Besitzer ist. Ebenso originell entscheidet er, wem von zwei Frauen eine Halskette gehört. Er erkundigt sich nach dem benutzten Parfüm, lässt die Kette in Wasser legen und einen Parfümsachverständigen entscheiden, wonach das Wasser riecht. Salomonisch urteilt er, welcher von zwei anderen Frauen das umstrittene Kind gehört. Sie sollen beide an dem Kinde ziehen, wer es zu sich zieht, hat gewonnen, die besorgte Mutter giebt aber nach.

Schier endlos ist die Reihe weiterer origineller Probleme und ihrer Lösungen. Manche kehren in der Folklore verschiedener Völker wieder.

Ich hoffe, dass es mir schon mit diesen Ausführungen gelungen sein mag, zu zeigen, welchen überaus wertvollen, hochpoetischen Schatz an Fabeln, Parabeln, Märchen und Legenden die buddhistische Sammlung Dschâtakam in sich birgt. China, Japan, Tibet und zahlreiche andere asiatische Länder haben mit dem Buddhismus indische Weisheit und indische Phantasie sich zu eigen gemacht. Die katholische Kirche führt den Buddha oder Bodhisatta als Josafat in ihren Heiligenverzeichnissen. In der Legende von Barlaam und Josaphat wird die Geschichte Buddhas erzählt. Es ist zu hoffen, dass sich die europäische Literatur noch in weit höherem Masse, als es schon seit vielen Jahrhunderten geschieht, den köstlichen Stoff der Dschâtakas, der erst seit den letzten Jahrzehnten so recht erschlossen und zugänglich gemacht wurde und der auch dem christlichen Prediger treffliche Parabeln in Fülle bietet, die leicht in christliches Gewand gehüllt werden könnten, immer mehr selbst aneignet, assimiliert und verarbeitet. Auch die abendländische Malerei, Bildhauerei und Dichtkunst können meiner festen Ueberzeugung nach unerschöpfliche Anregungen aus diesem durch philologischen Fleiss erschlossenen Born indischer Phantasie gewinnen.

Ueber die indische Märchen-
sammlung des Somadewa.

Mag man den Satz von Benfey und Hermann Brockhaus: „Indien ist das eigentliche und ursprüngliche Heimatland der über alle Länder und Zeiten verbreiteten Novellen-Literatur“ voll und ganz unterschreiben oder mit Rücksicht auf z. B. altägyptische, sumerisch-assyrisch-babylonische, altgriechische und chinesisch-japanische Märchen, Sagen und Novellen einschränken, jedenfalls ist der ungeheure Reichtum an herrlichen Märchen und romantischen Erzählungen, den die indische Literatur uns bietet, geradezu überwältigend. Wir haben die Märchen- und Fabelnsammlung Wischnusarman's, Pantschatantra betitelt, welche nach Benfey in den Zeitraum zwischen dem zweiten Jahrhundert vor und dem sechsten nach Christus entstanden ist, dann darauf fussend Narayanas Hitopadesa, wohl zwischen 800 n. Chr. und 1373 n. Chr. entstanden, und sodann das unerschöpfliche Riesenwerk des Somadewa, den Kathâsaritsâgara, der aus dem zwölften nachchristlichen Jahrhundert stammt.

Dieses Werk ist ganz in achtfüssigen Versen, sogenannten Sloken, abgefasst, während bei Pantschatantra und Hitopadesa Prosa mit Versen abwechselt. Es ist ausser in den Kreisen der Fachgelehrten ziemlich unbekannt. Daher möchte ich trotz der vorzüglichen Arbeiten und

Uebersetzungen von Brockhaus und Tawney*) einige Beispiele auswählen, um einem grösseren Kreise den Reichtum an wundervollen Blüten der indischen Phantasie, der dies Werk auszeichnet, in etwas zugänglich zu machen. Zugleich werden wir überraschende Parallelen zu arabischen und abendländischen, wie auch zu Märchen der Naturvölker feststellen können, oft haben wir uralte Naturmythen vor uns.

Kathâsaritsâgara heisst wörtlich übersetzt „Märchenflüssemeer“ oder kurz das „Märchenmeer“. In der Tat hat Somadewa darin ein wahres Meer von Märchen gefasst.

Die ganze Sammlung wurde von Tawney 1880—84 ins Englische übersetzt. Teile daraus hat Hermann Brockhaus, der auch den ganzen Text herausgab, ins Deutsche übertragen, davon die ersten fünf Bücher vollständig.

Somadewa gibt selbst am Schlusse seines Werkes an, dass er bei Abfassung derselben den Zweck gehabt habe, die Königin Sûryawatî über den Verlust ihres Enkels Harscha Dewa, Königs von Kaschmir, durch seine unterhaltenden Erzählungen zu trösten und sie dadurch aufzuheitern. Er stützte sich auf ein noch ausführlicheres Werk, Wrihat Kathâ, von Gunadhya verfasst, das er, ohne die geringste Auslassung vorzunehmen, durch gedrungenere Sprache in wahre Gedichtform umarbeitete, damit sich das bunte

*) Soeben beginnt eine deutsche Uebersetzung zu erscheinen unter dem Titel: Somadewas Kathâsaritsâgara oder Ozean der Märchenströme. Erste vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden von Albert Wesselski, Berlin 1914/15, Morawe & Scheffelt Verlag.

Märchennetz leichter im Gedächtnis bewahren lasse. Dies Quellenwerk Wrihat Kathâ ist aber schon vor 600 n. Chr. verfasst.

Somadewa stammte aus der reizenden in einem Thale des Himalaya gelegenen Stadt Kaschmir.

Der äussere Rahmen von Somadewas Kathâsaritsâgara ist folgender:

Im Himalaya wohnt auf schneebedecktem Bergesgipfel der Herrscher des Weltalls Siwa mit seiner Gattin Pârwatî. Diese bittet ihren Gemahl, ihr einmal ein ganz neues Märchen zu erzählen. Siwa erzählt ihr einige Geschichten aus ihrem eigenen Leben in mehreren früheren Daseinsformen, die ihr aber nicht gefallen. Daher entschliesst sich Siwa ihr von den ewig seligen Göttern, von den stets gequälten Menschen, von Halbgöttern und von den Abenteuern der Dämonen, welche Widyâdharas heissen, zu erzählen. Seine Gattin, die diese noch Niemand bekannten schönen Erzählungen allein kennen lernen will, lässt die Türe verschliessen und gibt dem Türhüter Nandi den Befehl, niemanden vorzulassen. Trotzdem gelingt es dem Lieblingsdiener des Siwa, namens Puschpadanta, sich unsichtbar einzuschleichen und alles mitanzuhören. Er erzählt hierauf die herrlichen Märchen seiner Frau, diese wieder dieselben in Gegenwart der Gattin Siwas deren Dienerinnen. Pârwatî macht hierauf dem Siwa Vorwürfe, dass er ihr keine neuen Geschichten erzählt habe, dieser aber errät, dass Puschpadanta ihn belauscht hat, und die erzürnte Göttin belegt

den Lauscher mit folgendem Fluche: „Werde, du Unverschämter, als Mensch geboren“. Der gleiche Fluch trifft Puschpadantas Bruder, der für ihn bittet. Schliesslich aber lässt sich die Göttin etwas erweichen und verspricht beiden ihre einstige Erlösung, wenn Puschpadanta die Märchen .dem auf dem Windhyagebirge ebenfalls unter einem Fluche lebenden Yakscha Kânabhûti mitteilt, und Puschpadantas Bruder es wieder von diesem gehört hat.

Dies geschieht nach mannigfachen Abenteuern des unter dem Namen Wararutschi als Mensch wiedergeborenen Puschpadanta und seines unter dem Namen Gunâdhya wiedergeborenen Bruders.

Wararutschi erzählt die Märchen dem Kânabhûti, dieser dem Gunâdhya. Gunâdhya, ein grosser Dichter, schreibt alles in siebenhunderttausend Sloken mit seinem Blute nieder. Kânabhûti geht darauf, wie vorher Wararutschi, in seine himmlische Wohnung zurück.

Gunâdhyas Gedicht, das der König Sâtawâhana, weil es mit Blut geschrieben und nicht im klassischen Sanskrit abgefasst ist, verurteilt, wird von dem beleidigten Gunâdhya noch einmal den Tieren des Waldes und den Vögeln vorgelesen und dann unter Protest seiner weinenden Schüler verbrannt. Nur die Abenteuer des Narawâhanadatta werden von dem Könige, der von Jägern aufmerksam gemacht bestürzt hinzueilt, gerettet. Sie bestehen aus hunderttausend Sloken und sind das vorliegende Werk, das Somadewa redigierte.

Dies ist der äussere Rahmen der Erzählungen. Schon in dieses erste Buch des Kathâsaritsâgara, welches die Rahmenerzählung enthält, sind mannigfache Episoden eingeflochten. So die interessante Geschichte von der Gründung der Stadt Pâtaliputra, des heutigen Patna. Aus dieser wieder ist eine Episode in zahlreiche Märchen der Weltliteratur übergegangen.

Der von Siwa und dessen Gattin Pârwatî beschützte Brahmanensohn Putraka wird König, später aber durch Intriguen seiner nächsten Verwandten, die ihn ermorden lassen wollen, zur Flucht genötigt. Als er nun im Windhyagebirge umherirrt, trifft er auf zwei miteinander ringende Männer. Diese erklären ihm, dass sie um ihre Erbschaft kämpfen, die aus einer Schale, einem Stab und zwei Schuhen besteht. Alle drei Dinge haben Zauberkraft. Wer die Schuhe anhat, kann fliegen, was man auch mit dem Stabe zeichnet, das entsteht sofort und, welche Speise man sich auch wünscht, die Schale bietet sie sogleich ihrem Besitzer. Der schlaue Putraka lässt die Brüder einen Wettlauf machen, anstatt aber dem Sieger das Erbteil auszuhändigen, bemächtigt er sich, während die Brüder sich beim Wettlauf von ihm entfernt haben, der drei Zauberdinge, und fliegt fort. Mit Hülfe der Schuhe gelangt er später auch zu einer von ihm verehrten Königstochter, mit der er sich heimlich vermählt. Als die Ehe entdeckt wird, entführt er sie im Fluge, erquickt sie durch die Speisen der Schale und zeichnet auf Bitten seiner Gemahlin, der schönen Königstochter Pâtalî, mit dem Stabe den Grundriss einer

Stadt, die sogleich durch Zauberkraft entsteht und den Namen ihrer Gründer Pâtalî und Putraka erhält. Es ist die Stadt Pâtaliputra, das heutige Patna.

Eine weitere Episode ist — abgesehen von interessanten Bemerkungen über berühmte indische Philologen — die Erzählung von der Frau des Wararutschi. Dieser tugendhaften schönen Frau stellen in Abwesenheit ihres Gatten, ein Priester, ein Richter, ein Lehrer und ein Kaufmann nach. Durch List gelingt es ihr, allen einen Streich zu spielen, sodass sie mit Russ geschwärzt dem öffentlichen Gelächter preisgegeben werden, statt ihre böse Absicht zu erlangen. Es ist eine Erzählung im Geschmack mancher Novellen des Boccaccio und auch an andern Stellen des Kathâsaritsâgara finden sich manche Urbilder dieser Novellen, während anderes wieder bei Rabelais uns entgegentritt. Eine weitere Episode der Rahmenerzählung erklärt den Namen Puschpadanta. Eine schöne Königstochter wirft einem Brahmanenschüler, den sie liebt, eine puschpa, d. h. Blume zu, die sie erst zwischen ihre Zähne (danta) genommen hat. Der Brahmanenschüler erhält von seinem Lehrer die Aufklärung, dass damit ein Rendez-vous im Tempel Puschpadanta gemeint sei. Der Jüngling, welcher sich bei der ganzen Sache etwas linkisch benimmt, schliesslich aber mit des Gottes Siwa Hülfe die Königstochter erringt, erhält den Necknamen Puschpadanta.

Der Kern der eigentlichen Märchensammlung ist die wunderbare Geschichte des Königs Udayana von Watsa und später die seines Sohnes

Narawâhanadatta. An diese merkwürdigen Geschichten schliessen sich nun unzählige andere, teils als Episoden, teils als selbständige Märchen, die von Personen des Hauptmärchenromans erzählt werden, an.

In gewisser Hinsicht ist das Kathâsaritsâgara auch ein Vorläufer der berühmten Ritterromane des Mittelalters, wie des Amadis de Gaula.

Aus dem überreichen Schatze merkwürdiger und amüsanter, novellenartiger oder märchenhafter Geschichten des Kathâsaritsâgara, welche, wie schon angedeutet als Episoden oder Zwischenerzählungen vorkommen, möchte ich einige charakteristische herausheben.

Zunächst einige allgemeine Vorbemerkungen.

Während viele der Märchen Namen seltsamer Art erklären, wie wir dies eben bei der Geschichte der Gründung von Pâtaliputra sahen, beschäftigen sich andere mit der Erklärung von Tiereigentümlichkeiten, warum haben die Schlangen eine gespaltene Zunge? und dergleichen, wieder andere, und zwar sehr viele erklären das merkwürdige Schicksal eines Menschen aus seinem frühreren Dasein in andrer Gestalt. Diese an sich so poetische Lehre von der Wiedergeburt durchzieht das ganze Werk. Liebende finden sich auch in einer neuen Gestaltung wieder, Strafe und Lohn für das, was in einem früheren Dasein geschah, bestimmt das neue Leben. Andrerseits wird der Zwiespalt zwischen zwei Ehegatten dadurch erklärt, dass der Gatte Sinhaparâkrama zu deutsch der „Löwenstarke“ früher ein Löwe war,

seine Frau aber eine Bärin. Als Sinhaparâkrama dies in einer Zauberschale, einem herabgefallenen Stück Himmel, ersieht, verlässt er die zänkische einstige Bärin und heiratet ein Mädchen, das früher eine Löwin war, wie noch jetzt ihr Name Sinhasrî, „Löwenglück“ andeutet.

Sehr oft ist andrerseits ein Tier in einem früheren Dasein ein Mensch oder Gott gewesen, so verwandelt sich der Löwe, auf dem ein schöner Knabe reitet, als er vom König Dwîpikarni erschossen wird, zurück in menschliche Gestalt. Er ist der Vater des auf ihm reitenden Knaben und war früher ein Riese, ein Yakscha, bis ihn ein frommer Einsiedler verflucht. Auf einem anderen Löwen, reitet seine Tochter. Auch Tiere werden bisweilen wieder in Tiere verwandelt, so zwei Krähen in Goldflamingos. Sehr mannigfach sind Beispiele merkwürdiger Zauberkunst. So beleben öfters Zauberer und Hexen Leichen, um auf ihnen die Lüfte zu durchfliegen, Schlangen werden durch Zaubergesänge gezähmt, ein Ring vernichtet durch Zauberkraft das Schlangengift usw. Weiter finden wir Tier-Fabeln reinen Stils, in welchen Tiere miteinander sprechen und wie Menschen sich überlisten, aber doch im Rahmen der reinen Tierfabel bleiben. Ausserdem Sagen von der Welterschaffung durch Siwa, von den Titanen Sunda und Upasunda und der schönen Tilottamâ, welche durch ihre Schönheit veranlasste, dass Gott Siwa, um den sie verehrungsvoll herumging, zur grösseren Bequemlichkeit noch auf beiden Seiten des Kopfs und auf dem Hinterkopf Augen bekam, um sie

besser betrachten zu können. Neben den eigentlichen Märchen haben wir weiter noch Scherzmärchen, die nicht direkt unmögliches enthalten, wohl aber unwahrscheinliche Kombinationen. Zunächst ein solches. Es ist das Urbild des bekannten Grimmschen Märchens vom Doktor Allwissend. Bekanntlich macht sich im deutschen Märchen ein Bauer namens Krebs zum Doktor, indem er sich ein mit einem Hahn geschmücktes Abcbuch kauft, gute Kleider anzieht und ein Schild macht: „Ich bin der Doktor Allwissend". Als nun einem reichen Herrn Geld gestohlen wird, soll er die Täter herausbringen. Bei Tisch sagt er, als ein Bedienter des Reichen den ersten Gang aufträgt, zu seiner Frau, das war der erste, und meinte damit den ersten Gang, während der Bediente, der einer der Diebe ist, sich entdeckt glaubt. Ebenso geht es dem zweiten und dritten. Der vierte bringt eine verdeckte Schüssel, die Krebse enthält. Da der Bauer den Inhalt nicht rät, sagt er zu sich selbst „ach, ich armer Krebs". Wieder glaubt man, er habe den Inhalt erraten. Dies ist der für uns in Betracht kommende Teil des Grimmschen Märchens. Das Analogon bei Somadewa im Kathâsaritsâgara lautet nun so: Der arme und unwissende Brahmane Harisarman findet als Knecht bei einem reichen Manne Unterkommen. Seine Frau dient bei demselben als Magd, seine Söhne als Hirten. Da nun einstmals die Hochzeit der Tochter seines reichen Brotherren gefeiert wird, so hofft der arme Knecht mit den Seinen auf eine Einladung. Er bekommt aber keinen Bissen ab. Daher be-

schliesst er, ein Betrüger zu werden. Er stiehlt heimlich das Pferd des Hausherrn und führt es in den Wald, wo er es verbirgt. Als vergebens nach dem Pferde gesucht wird, sagt seine Frau auf seinen vorhergehenden Befehl dem reichen Herren, ihr Mann verstehe sich auf Wahrsagen. Er tut, als er nun gerufen wird, so, als ob er durch Zauberkunst, indem er Linien zieht, den Ort, wo das Pferd zu finden ist, herausbrächte. Da man das Pferd auch nach seiner Angabe findet, erlangt Harisarman grosses Ansehen und wird nach einiger Zeit zum König gerufen, dem viele Kostbarkeiten gestohlen wurden. Er verspricht am nächsten Tage die Täter zu nennen. Als er allein in einem Zimmer des Palastes ist, das ihm für die Nacht zugewiesen wird, sagt er zu sich selbst: „O Zunge, was hast Du böses angerichtet“ und meint damit seine Prahlereien, die ihn nun in grosse Verlegenheit setzen. Zunge heisst aber auf Sanskrit dschihwâ, und Dschihwâ heisst auch eine Palastdienerin, die Harisarmans Ausspruch hört und die mit ihrem Bruder die Schätze stahl. Daher glaubt sie sich entdeckt und stürzt in das Zimmer, Harisarman zu Füssen, ihm alles eingestehend. So kann der Brahmane am nächsten Tag dem Könige den gestohlenen Schatz zurückgeben. Der König will ihn reich beschenken. Da aber seine Räte die ganze Sache für Schwindelei und Betrug erklären, so wird Harisarman vor eine zweite Probe gestellt. Man tut heimlich eine Kröte in einen Topf und nun soll er sagen, was in dem zugedeckten Topfe enthalten ist. Zufällig ist jetzt ein Scherzname,

den er in seiner Jugend hatte, grade das Wort manduka, Kröte. Er sagt also zu sich: „Dieser saubere Topf, o Manduka, o Kröte, ist das Mittel zu Deiner Vernichtung geworden.“ Man schliesst hieraus, dass er den Inhalt des Topfes richtig erraten habe, und er wird hoch geehrt.

Wir sehen, dass im deutschen Märchen, der Brahmane zum Bauer, die Dienerin zu Dienern und die Kröte zum Krebs wird.

Nun ein richtiges Märchen. Die Geschichte des Saktidewa oder Saktiwega, Königs der Widyâdharas.

Ein König (Paropakârîn) und eine Königin (Kanakaprabhâ) bekommen ein wunderschönes Töchterlein, die Prinzess Kanakarekhâ oder Goldschimmer. Die schöne, reizende Prinzessin will aber, als sie herangewachsen ist, nicht heiraten, sondern spielt lieber mit ihrer Puppe. Als ihr Vater in sie dringt, sagt sie zu dessen grossem Erstaunen, sie wolle nur dem jungen Brahmanen oder jungen Krieger ihre Hand reichen, der die goldene Stadt (Kanakapura) gesehen habe. Der König lässt diesen Entschluss seiner Tochter überall unter Trommelschlag bekannt machen. Aber niemand hat je auch nur von der goldenen Stadt gehört.

Der junge Brahmane Saktidewa hat nun grade sein ganzes Vermögen im Spiele verloren. Er gibt daher betrügerischer Weise, um die Hand der schönen Königstochter zu erhalten, vor, dass er in der goldenen Stadt gewesen sei. Die Königstochter, welche aus ihrem früheren Dasein her die goldene Stadt sehr gut noch kennt,

amüsiert sich über den hübschen Betrüger und dessen fingierte Reisebeschreibung, lässt ihn aber dann zum Palaste hinausweisen.

Der junge Brahmane jedoch hat sich derart in die schöne Königstochter verliebt und ist so beschämt über die Entdeckung seines Betrugs, dass er nun wirklich die goldene Stadt aufsuchen will. Nach langer Wanderung kommt er zum Windhyagebirge. Die Kühle, in den ausgedehnten Waldungen erfrischt ihn nach der langen Wanderung in der glühenden indischen Sonne. Er hört die Rehe jammern, welche Löwen und andern reissenden Tieren zum Opfer fallen, und vernimmt den Lärm herumziehender Räuberscharen. Als er an einen herrlichen See kommt, trifft er dort einen Büsser am Fusse eines geweihten Feigenbaumes. Dieser, ein uralter Mann, rät ihm, da er selbst nichts von der goldenen Stadt weiss, den Uttara-Berg im Land Kâmpilya zu besteigen. Dort findet er den älteren Bruder des ersten Einsiedlers, dieser schickt ihn zum Fischerkönig Satyawrata, der auf einer Insel mitten im Meere lebt und alle fremden Länder kennt. Saktidewa kommt nach langer Reise ans Meer. In der Stadt Witankapura lernt er den Kaufmann Samudradatta kennen, der ihn mit aufs Schiff nimmt. Unterwegs bricht plötzlich ein Ungewitter herein, Blitze zucken, der Donner brüllt, ein furchtbarer Sturm erhebt sich, das Schiff wird herauf und hinab geworfen und bricht endlich unter dem verzweifelten Geschrei der Reisenden in Stücke. Der Kaufmann rettet sich auf einer Planke sitzend auf ein anderes Schiff, Saktidewa aber wird von

einem riesigen Fisch verschlungen. Dieser wird von Fischern des Fischerkönigs gefangen. Der König befiehlt, den Fisch aufzuschneiden, und dabei kommt Saktidewa wohlbehalten wieder zum Vorschein, sehr erfreut, am vorläufigen Reiseziel zu sein. Allein auch der Fischerkönig hat nie von der „Goldenen Stadt" gehört. Im Brahmanenkloster auf der Insel trifft aber der verzweifelte Saktidewa einen Vetter, dieser erzählt ihm eine merkwürdige Geschichte von Göttinnen, die Menschengestalt annehmen. Er glaubt, dass auch die Königstochter in ihrem früheren Dasein eine Göttin gewesen sei.

Auf Rat des Fischerkönigs, der ihn im Kloster besucht, macht sich Saktidewa mit dem Fischerkönig auf die Reise nach der Insel Ratnakûta, wo ein Wischnutempel ist, der von allen Inseln aus besucht wird. Vielleicht weiss einer der Pilger etwas von der goldenen Stadt. Ehe sie aber dorthin gelangen, leiden sie wieder Schiffbruch. Aus dem Meere erhebt sich nämlich ein Feigenbaum, unter dem sich ein Strudel befindet, der in einen unterirdischen Feuerpfuhl hinabzieht. Also ganz ähnlich wie die Charybdis in der Odyssee. Der Fischerkönig beschliesst Saktidewa zu Liebe, sich und sein Schiff zu opfern, indem er Saktidewa rät, sich an den Zweigen des Feigenbaumes festzuhalten. Der junge Brahmane befolgt den Rat, sitzt aber dann sehr traurig auf den Zweigen des Baumes, tiefbetrübt über den Tod seiner Gefährten und über das Scheitern seines Planes, die goldene Insel zu erreichen. Am Abend kommen Riesenadler

und setzen sich auf den Baum. Saktidewa hört ihrem Gespräche zu, als sie sich von Inseln, Bergen und fernen Ländern, die sie besucht haben, unterhalten. Endlich sagt ein alter Vogel: „Ich war heute in der goldenen Stadt und werde auch morgen wieder hinfliegen, um mich an der Wunderstadt zu ergötzen.“ Der unter Blättern verborgene Saktidewa freut sich sehr über diese Nachricht. Es gelingt ihm, sich unbemerkt auf den Rücken des Riesenvogels zu setzen und dieser trägt ihn am andern Tag, ohne ihn zu bemerken in die goldene Stadt, wo er sich in einem schönen Garten niederlässt. Saktidewa springt herab und wird von zwei Mädchen in den königlichen Palast geführt. Dort verliebt sich die schöne Königin Tschandraprabhâ, das ist Mondschein, in ihn. Sie war, wie sie ihm erzählt, in einem früheren Leben eine Fee, eine Widyâdhara, und zwar die älteste Tochter des Widyâdharakönigs. Ihre drei Schwestern spritzten im Uebermut Wasser auf einen heiligen Büsser. Dieser verflucht die Schwestern. Sie sollen als Sterbliche geboren werden. Der Fluch erfüllt sich, und der betrübte Vater übergibt seine Stadt der ältesten, die wegen Krankheit zu Hause geblieben war und sich an dem Uebermut ihrer Schwestern nicht beteiligt hat. Ihr wird aber ein Sterblicher als Gemahl prophezeit. Sie verlobt sich nach dieser Erzählung mit Saktidewa. Als sie ihren Verlobten verlässt, um das Jawort des Vaters einzuholen, verbietet sie ihm, die mittlere Terrasse in ihrer Abwesenheit zu besteigen. Saktidewa besteigt dem Verbote trotzend

die Terrasse und findet in drei verschlossenen Gemächern, die er öffnet, je ein Mädchen im Todesschlafe. Das eine gleicht genau der von ihm geliebten Königstochter, um derentwillen er die Reise unternommen hat. Als er staunend den Palast verlässt und sich an einen wunderschönen See begibt, wirft ihn ein reichgeschmücktes Pferd, das am Ufer steht und das er besteigen will, mit einem Schlage in den See. Wieder aufgetaucht findet er sich zu seinem grössten Erstaunen in einem Gartenteiche seiner Vaterstadt wieder. Er wird freudig von seinem Vater und seinen Verwandten empfangen. Als nun am nächsten Tag wieder mit Trommelschlag ausgerufen wird, dass der König seine Tochter dem Brahmanen oder jungen Krieger geben wolle, der in der goldenen Stadt war, meldet er sich und sagt der Königstochter, dass er sie als Leiche in der goldenen Stadt habe liegen sehen. Diese ist dadurch entzaubert, stirbt als Königstochter und fliegt als Widyâdharaprinzessin fort, zum Leide des Königs, der Stadt und Saktidewas.

Saktidewa macht sich aufs neue zur Reise nach der goldenen Stadt auf. Er trifft den geretteten Kaufmann und dieser schickt ihn zu Schiff nach der Insel des Fischerkönigs. Dort wollen die Söhne des Fischerkönigs an ihm Rache für den Tod ihres Vaters nehmen. Ihre Schwester befreit ihn jedoch und heiratet ihn, da sie ihre Brüder durch Hinweis auf einen göttlichen Befehl zu beruhigen weiss.

Diese Fischerkönigstochter ist aber eine der

Widyâdharaprinzessinnen, die in Menschengestalt verzaubert ist.

Saktidewa, ihr Gatte, gerät nun auf der Jagd nach einem furchtbaren Eber in dessen Höhle, die aber in einen prachtvollen Lusthain mit einem Palaste ausläuft. Der von Saktidewa getötete Eber ist ein böser Dämon, der eine weitere der in Menschengestalt verwandelten Prinzessinnen geraubt hat. Saktidewa vermählt sich mit dieser und bringt aus ihrem Leibe auf ihr Geheiss ein wunderbares Schwert hervor. Dadurch ist auch diese Prinzessin erlöst. Saktidewa wird zu einem Widyâdhara, der mit der Tochter des Fischerkönigs vereint auf dem Wolkenpfade in die goldene Stadt eilt, wo er als Gemahl der vier Prinzessinnen in Seligkeit als Widyâdhara herrscht.

Das schöne Märchen, das ich Ihnen, verehrte Anwesende, soeben ganz kurz mit Auslassung zahlreicher Episoden skizzierte, bietet viele interessante Züge.

Es liegt ihm entschieden ein uralter Sonnenmythus zu Grunde.

Schon in meinem Vortrage über die „Sagen und Märchen der Indianer Amerikas“ schilderte ich Ihnen die eigenartigen Schicksale der amerikanischen Lichtgötter, die von einem Fisch verschlungen werden und dann wieder zum Vorschein kommen, ähnlich wie der Lichtheros der Maori auf Neu-Seeland, Maui, ebenfalls vom Fisch verschlungen und von Vögeln befreit wird. Wir haben hier die naive Lösung des Problems, wie kommt die Sonne, die im Westen im Meer

versinkt, im Osten wieder zum Vorschein? Ein Fisch transportiert sie.

Weiter weisen die Namen der Prinzessinnen Goldglanz, Mondschein usw., wie auch der der Stadt Kanakapura, Goldstadt auf Sonnenmythen. Ausserdem ist echt charakteristisch das Eintauchen des Jünglings in den See der Goldstadt und sein Wiederhervorkommen im Teiche der Heimat, es ist die untergehende und wiederaufgehende Sonne.

An die Geschichte des dritten einäugigen Bettlers und Königssohns in „Tausend und eine Nacht" erinnert der Zug, dass ein Pferd den Jüngling aus der Glücksstadt herabwirft. Hierbei will ich bemerken, dass im Sanskrit kan leuchten, kanana aber einäugig heisst. (Auch Odin ist einäugig.)

Der dritte Kalender erleidet ferner ebenfalls Schiffbruch an einem wunderbar aus der See aufsteigenden Etwas, das allerdings im arabischen Märchen ein Magnetberg ist, auch wird er in einem späteren Teil seiner Geschichte von einem Riesenvogel zum Wunderpalast und schönen Damen getragen.

Ein weiterer merkwürdiger Zug ist das Hervorbringen eines Zauberschwertes aus dem Körper der einen Prinzessin. Eine gewisse Analogie bietet das Hervorholen des Zauberschwerts aus dem vom Japanischen Donnergott Susanowo-no-mikoto getöteten Drachen.

Die Zusammenkunft des die goldene Stadt suchenden Jünglings mit den beiden Eremiten und dem Fischerkönig erinnert an das nordische

Märchen „Vom Land östlich von der Sonne und nördlich von der Erde“, wie schon Tawney bemerkt, aber auch an manch andere Märchen.

Sehen wir so, verehrte Anwesende, wie reiche Anregung zu vergleichenden folkloristischen Studien die eben erzählte Sage von Saktidewa gibt, so dürfen wir darüber nicht vergessen, dass wir ausserdem ein wahres Kunstwerk orientalischer Poesie in ihr besitzen. Lieblich ist die mit ihrer Puppe spielende und doch den lügenhaften Bewerber durchschauende Prinzessin gezeichnet, plastisch tritt dem Leser die Gestalt des kühnen spiellustigen und Abenteuer bestehenden jungen Brahmanen entgegen, zahlreich sind die eingestreuten Episoden und alles ist überschüttet von prachtvollen Schilderungen orientalischen Lebens, des gefährlichen Reisens im Urwald mit seinen lauernden Raubtieren, des Sturms auf dem Meer, der Kostbarkeiten und Wunder der goldenen Stadt und der Schönheit ihrer Bewohnerinnen. Und alles dies ist nicht in Prosa erzählt, sondern in kunstvollen Sloken wiedergegeben.

Schon kurz erwähnt wurde von weiteren Episoden die Sage von Sunda und Upasunda, aber auch Râma's und Sitâs Liebesgeschichte, der Gegenstand des Nationalepos der Inder, des Râmâyana, wird kurz geschildert, ferner die Geschichte der Urwasî und des Purûrawas, die auch dramatisch von Kâlidâsa behandelt wurde, wie Sie sich vielleicht noch aus dem schönen Vortrag des Herrn Direktor Dr. Rausch erinnern, und die

bekannte von Rückert so trefflich übersetzte Episode des Mahâbhârata, Nala und Damayantî.

Unzählig sind ferner die kleineren Erzählungen humoristischen und lehrhaften Inhalts. Nur ein paar Proben:

Da haben wir den Mäusekaufmann, der auch in einem buddhistischen Dschâtaka vorkommt.

Der Sohn einer ganz verarmten Kaufmannswitwe will, um ein Geschäft anzufangen, einen wohltätigen reichen Kaufmann um ein Darlehen angehen. Grade, als er des Kaufmanns Haus betritt, hört er, wie dieser einen jungen Kaufmann anfährt, er habe das ihm geliehene Geld nicht nur nicht vermehrt, sondern verprasst, ein geschickter Mann könne aber selbst mit einer toten Maus, wie sie zufällig hier am Boden liegt, sein Glück machen. Darauf tritt der verwaiste Kaufmannssohn hervor, erbittet sich die Maus als Darlehen und schreibt dem lachenden Kaufmann eine Quittung darüber. Er aber verkauft die Maus einem Katzenbesitzer als Futter für sein Kätzchen und erhält als Lohn zwei Handvoll Erbsen. Die Erbsen und Wasser, das er in einem Kruge holt, bietet er ermatteten Holzträgern zur Erfrischung. Diese schenken ihm dafür Holzscheite. Er verkauft wiederum das Holz und so fort. Bei einer Holzteuerung macht er ein gutes Geschäft. Schliesslich wird er reich und gibt dem Kaufmann, der ihm die Maus lieh, eine aus Gold gefertigte, worauf er dessen Schwiegersohn wird.

Sehr oft behandelt ist die Geschichte von der eisernen Wage, die angeblich von Mäusen gefressen worden sein soll.

Originell ist die Geschichte von dem Wunschkrug, den ein Holzträger zur Belohnung für Dienste erhält, den er mächtigen Geistern, Yakschas, erwies. Der Krug füllt sich stets mit der gewünschten Speise und dem gewünschten Trunk, als aber der Holzträger ausgelassen damit herumtanzt, fällt er hin und zerbricht. Die Stücke vereinen sich im Nu wieder und der Krug fliegt zu seinem früheren Herren zurück.

Diese Geschichte erinnert an manche deutsche Volksmärchen.

Um ferner den Prinzen Narawâhanadatta in angenehmer Weise zu belehren, erzählt ihm der Minister Gomukha eine Reihe drolliger Geschichten von Dummköpfen.

Ein Kaufmann hat einen dummen Sohn, derselbe geht mit einer Ladung kostbarsten Aloëholzes auf eine Insel, wo man aber den Gebrauch dieses Holzes nicht kennt. Da man aber Holzkohle kauft, verbrennt er das teure Holz zu Kohle und erntet natürlich nur einen Spottpreis.

Ein dummer Bauer sät geröstete Sesamsamen aus und wundert sich, dass sie nicht aufgehen.

Ein Tor will Badewasser für den Morgen zubereiten und wirft beim Zubettgehen den Feuerbrand in den Wasserkrug. Natürlich ist am Morgen das Feuer erloschen und das Wasser schmutzig.

Einige Gauner nisten sich in die Freundschaft eines Dummkopfs von Hirten ein und machen ihn weiss, ein reicher Kaufmann in der Stadt wolle ihm seine Tochter geben. Er gibt ihnen Geld. Sie berichten ihm, die Heirat sei vollzogen, ohne dass der Dummkopf bedenkt, dass er doch auch dabei sein müsste, und machen ihm schliesslich sogar weiss, er habe einen Sohn bekommen.

Ein Narr will Baumwolle verkaufen. Um sie zu reinigen, wirft er sie, das Beispiel eines Goldschmieds, der sein Gold im Feuer läutert, nachahmend, in die Flammen, wo sie natürlich verbrennt.

Einige faule Bauern machen sich die Dattelernte dadurch bequem, dass sie alle Dattelpalmbäume abhauen.

Als ein Dummkopf hört, dass Salz die Speisen so schmackhaft macht, isst er das köstliche Gut pur, zum Gelächter der Umstehenden.

Einer will viel Milch am Festtag und melkt daher seine Kuh einen ganzen Monat nicht, damit sich viel ansammelt. Dieser geht mittlerweile die Milch völlig aus.

Ein dummer Diener trägt Oel. Als er hört, dass das Gefäss etwas leckt, dreht er es ganz um, um den Boden zu untersuchen, natürlich fliesst alles heraus.

Sehr fein ist die Anekdote von einem durstigen Reisenden, der mit Mühe einen Fluss erreicht, aber kein Wasser trinkt, weil es zu viel ist, und er doch nicht alles austrinken kann. Die Moral ist, Narren wollen nicht einmal etwas

tun, aus Angst, sie könnten nicht Alles vollbringen.

Zwischen diesen drolligen Anekdoten sind auch verschiedene Züge, die uralte Anschauungen enthalten, die aber missverstanden und nur zum teil mit Recht verspottet werden.

So war es eine uralte Sitte vieler Völker, auch der alten Germanen, wenn ein König starb, Sklaven zu töten, die ihm in der späteren Existenz dienen sollten.

Im Kathâsaritsâgara wird nun geschildert, wie ein dummer Vater immer, wenn ihm ein geliebter Sohn stirbt, einen zweiten tötet, weil das Kind doch eine solange Reise nicht allein machen kann, wegen welcher dummen Grausamkeit er vom Volk verbannt wird. Natürlich mit Recht und noch als sehr gelinde Strafe, aber es mag doch das alte Herkommen in dieser Erzählung nachklingen.

In einer Fabel wird eine Nâga, eine Schlange, von einem Garuda, einem Riesenvogel, verfolgt. Dieser Kampf, der sich auch in Menschen verwandeln könnenden Nâgas und Garudas durchzieht die ganze indische Märchenwelt. Ich lege Ihnen einige Abbildungen vor.

Sehr interessant sind geschichtliche Episoden im Kathâsaritsâgara. Wir wissen aus der Zeit vor Alexander dem Grossen überhaupt nur sehr wenig gut beglaubigtes über indische Geschichte. Die Daten des Râmâyana und anderer mehr oder weniger poetischer und also sehr unzuverlässiger Quellen werden durch die des allerdings ebenfalls sehr ungenauen Kathâsaritsâgara ergänzt.

Doch sehen wir auch, wie die Sage im Kathâsaritsâgara die geschichtlichen Vorgänge ändert und etwa wie das Nibelungenlied nur vom poetisch-politischen Standpunkt behandelt.

So ist Tschandragupta hier kein Empörer, sondern der rechtmässige Nachkomme der alten Nanda-Dynastie, deren Thron vorübergehend ein betrügerischer Brahmane als „falscher Nanda", Yogananda, einnimmt.

Hierbei sei erwähnt, dass in der Geschichte des Yogananda mehrere merkwürdige Züge vorkommen. Der betrügerische Brahmane verlässt durch Zauberei seinen Körper, um den Leichnam des toten Königs Nanda zu beleben. Er will dann diesen Körper, nachdem er eine zeitlang König gespielt hat, verlassen, um wieder in seinen eigenen zurückzukehren. Allein der Premierminister, der froh ist, bei der allzuzarten Jugend des Kronprinzen einen König zu haben, lässt den Leichnam verbrennen, sodass Yogananda seine Rolle weiterspielen muss.

Auch eine Ugolinogeschichte spielt sich ab.

Der von Yogananda in eine Höhle geworfene Minister Sakatâla sieht seine hundert Söhne freiwillig durch Hungertod vor seinen Augen sterben, damit er als Rächer aller mit der geringen gemeinsamen Nahrung — einer Schüssel Reis und einem Becher Wasser — sein Leben friste. Auch der Hauptheld des Kathâsaritsâgara, König Udayana, der Vater des Narawâhanadatta ist mehr oder weniger historisch.

Max Müller stellt Somadewas Kathâsaritsâgara als Geschichtsquelle neben und stellenweise über Kalhanas Geschichte von Kasmira.

Ferner finden sich interessante Angaben über die indischen Gramatiker, Pânini, Wyâdi und Kâtyâyâna im Kathâsaritsâgara.

Sie sehen, verehrte Anwesende, wie ungeheuer reich das Werk des Somadewa an Belehrung und Genuss ist.

Sein Vorläufer ist Gunâdhya's im Paisaki-Dialekt geschriebenes Werk Wrihatkathâ, das uns verloren ging. Während das ebenfalls auf dem Wrihatkathâ fussende Werk des Kschemendra Wyâsadâsa uns erhalten ist.

Lassen Sie mich Ihnen nur noch zum Schluss dieser Skizzen mit ein paar Worten auf eine der herrlichsten Episoden des Kathâsaritsâgara eingehen, nämlich auf die „25 Erzählungen des Leichendämons" oder wie es indisch heisst „Wetâlapantschawimsatikâ".

An den Ufern der Godawâri liegt die Stadt Pratischthâna, in welcher Triwikramasena herrschte. Eines Tags kam ein Bhikschu, ein frommer Bettler in den Audienzsaal und überreichte ehrfurchtsvoll dem König eine Frucht. Der König nahm die Frucht entgegen und überwies sie dem Schatzkämmerer. Dieser Vorgang wiederholt sich täglich, zehn Jahre lang. Einmal aber giebt der König die Frucht einem Schossäffchen, das seinen Wärtern entwichen und in den Thronsaal geraten ist. Als der Affe die Frucht verzehrt, fällt ein glänzender überaus wertvoller Edelstein daraus zu Boden. Der König hebt ihn

auf und erfährt auf Befragen vom Schatzmeister, dass er die Früchte stets, ohne sich weiter um sie zu kümmern, in die Schatzkammer geworfen habe. Als er nun mit Erlaubnis des Königs nachsieht, entdeckt er, dass die Früchte vermodert sind und zahlreiche herrliche Edelsteine den Boden bedecken.

Am nächsten Tag erbittet sich der Bettler, als der König in ihn dringt, warum er ihn so reich beschenkt habe, als Gunst die Mitwirkung des tapferen Königs bei einem Zauberwerk.

Der König sagt gern seine Beteiligung zu.

In dunkler Nacht, das Haupt schwarz verhüllt, in der Hand ein Schwert, verlässt König Triwikramasena sein Schloss und schreitet durch den indischen Friedhof mit allen seinen Schrekken, brennenden Scheiterhaufen, herumliegenden Skeletten und Schädeln, heulenden Leichendämonen, bellenden Schakals zu einem Feigenbaum, woselbst der Bettler grade einen Zauberkreis zieht, und meldet sich zur Stelle.

Ihm wird der Auftrag, eine ziemliche Strecke südwärts bis zu einem Asokabaum zu gehen und die Leiche eines daran gehängten Mannes herzubringen.

Wieder geht der furchtlose König durch alle Schrecknisse zu dem Asokabaum und schneidet die Leiche ab, die aber im Moment, wo sie den Boden berührt, laut aufschreit, denn sie ist von einem in sie gefahrenen mächtigen Leichendämon, einem Wetâla beseelt, den sich eben der Bettler dienstbar machen will.

Der König denkt erst, der Gehängte sei noch am Leben, und reibt den Leichnam, erkennt aber an dem dämonischen Gelächter des Wetâla den wahren Sachverhalt, worauf er ruhig die Leiche schultert, um sie zu dem Bhikschu zu tragen.

Der Wetâla auf der Schulter des Königs erzählt ihm, um den Weg zu kürzen, eine Geschichte, die in eine schwierige Frage ausläuft. Der König löst die Frage richtig, bricht aber dadurch das Stillschweigen, das zur Vollendung seiner Aufgabe erforderlich ist, der Wetâla fliegt im Moment mit der Leiche an den alten Platz zurück, worauf der furchtlose König die Leiche von neuem aufsucht, schultert und zu dem Bettler zu tragen versucht. Wieder erzählt der Wetâla eine Geschichte, der König löst wiederum die schwierige Frage, in welche die Geschichte sehr kunstvoll ausläuft, der Wetâla fliegt mit der Leiche zurück usw. Dies wiederholt sich, bis bei der 24. Erzählung die Frage so verwickelt ist, dass sie selbst der König nicht löst.

Dadurch schweigt er und löst seine Aufgabe und wird zugleich von dem ihm wohlwollenden Wetâla vor dem Bhikschu gewarnt, der den König als Opfer schlachten will. Auf den Rat des Wetâla sagt der König zum Bhikschu, er solle ihm erst vormachen, was der König tun soll, und als der Bhikschu mit dem Antlitz zu Boden fällt, schlägt ihm der König den Kopf ab und wird dadurch Herrscher der Geister.

Die 24 Geschichten, die so romantisch eingekleidet sind, sind hochinteressant, ich werde

mir erlauben, später einmal näher darauf einzugehen.

Heute nur noch die letzte die 24te, deren Schlussfrage der König nicht zu lösen imstande ist, und die so zum geschilderten Abschluss der Rahmenerzählung führt. Sie werden, geehrte Anwesende, finden, dass diese Pointe des Humors nicht entbehrt.

Im Dekkan lebte als König eines kleinen Landes, der tugendhafte Dharma. Dharma heisst Tugend. Seine tugendhafte Gattin hiess Tschandrawatî, seine einzige Tochter Lâwanyawatî, die Schönheitsbesitzerin.

Als die Tochter grade zur Jungfrau erblüht war, wurde König Dharma von seinen Verwandten vom Thron gestürzt. Er floh mit Frau und Tochter nächtlicher Weile, um zu seinem Schwiegervater nach Mâlawa zu gelangen und führte auch viele Kostbarkeiten mit sich. Als er auch glücklich den Windhyawald erreicht hatte, nahm die Nacht, die ihn so treulich begleitet und beschützt hatte mit Tautränen von ihm Abschied. Die aufgehende Sonne sandte warnende Strahlen, denn der Wald wurde von Räuberbanden durchzogen. Räuberische Bhillas überfallen auch den sich zur Wehr setzenden König, indes Königin Mondherrin (Tschandrawatî) und die Prinzessin Wunderschön (Lâwanyawatî) auf Befehl des Königs fliehen.

Der König fällt nach mutiger Gegenwehr. Die entsetzten Fürstinnen sehen von fern seinen Tod mit an und fliehen lange Zeit durch den Wald, bis sie sich in Sicherheit fühlen und er-

mattet am Ufer eines mit Lotosblumen bedeckten Sees sich im Schatten eines Asokabaumes niederlassen.

Um diese Zeit reitet ein Häuptling mit seinem Sohne auf die Jagd.

Er bemerkt die zierlichen Fusstapfen der Fürstinnen und fordert seinen Sohn auf, mit ihm die Spur zu verfolgen, er, der Sohn, solle sich dann, wenn sie die Besitzerinnen finden, die ihm zusagende wählen. Der Sohn sagt, er wähle jetzt schon die mit den kleineren Füssen, und sein Vater, der Witwer ist, solle die andere wählen. Nach einigem hin und her machen sie aus, dass es so sein soll. Sie folgen der Spur und finden die schönen Fürstinnen. Dabei zeigt es sich, dass die Königin die kleinsten Füsschen hat, nicht ihre Tochter.

Die zuerst angsterfüllten Frauen werden durch freundliche Reden beruhigt und von Vater und Sohn aufs Pferd genommen und in ihr Heim geführt, worauf nach kurzer Zeit sich in der Tat der Vater mit der Prinzessin, der Sohn mit deren Mutter vermählt. Beide Ehen werden auch mit Kindern gesegnet.

Die Frage, die nun der Wetâla am Schlusse seiner Geschichte stellt, und die der König nicht herausbekommt, ist die folgende:

Wie sind jetzt die Kinder der beiden Paare mit einander verwandt?

Gewiss ein verzwicktes Problem. Wenn Sie sich den Fall selbst überlegen, so werden Sie

finden, dass sie gegenseitig sowohl Onkel resp. Tante wie Neffe resp. Nichte sind, je nach der Auffassung. Das hätte ich wenigstens dem Leichendämon geantwortet.

Indianische
Sagen und Märchen.

Ein Freund der Weisheit ist auch ein Freund der Sagen und Märchen.

Aristoteles.

Bei primitiven Völkern, den Südseeinsulanern, den afrikanischen Negerstämmen und bei den meisten Indianervölkern besteht die Literatur fast nur aus Sagen, Märchen und Sprichwörtern. Sie enthüllen uns oft die Anschauungen eines Volkes über seine Entstehung und Geschichte, über das Werden und Walten der Naturkräfte und über die Etymologie.

All das sehen wir deutlich bei den zahlreichen Mythen, Sagen und Märchen der Indianer. Aus dem überreichen Material, das in Ursprache und begleitender Uebertragung, oder nur in Uebersetzungen von den trefflichen Gelehrten der Smithsonian Institution, ferner von Tylor, Brinton, Smith, Frobenius, Ehrenreich, Wundt, Nordenskiöld und andern veröffentlicht, gesichtet und erklärt worden ist, mögen einige Proben folgen. Zunächst ein paar Märchen der Sioux-Indianer oder Dakota. Das erste Märchen lautet: „Der herabgefallene Stern". Zwei Indianerinnen liegen einmal vor ihrer Hütte und sehen zu den schimmernden Sternen in die Höhe. Die eine wünscht sich einen sehr grossen und hellen Stern zum Gemahl, die zweite einen andern, der weniger hell ist. Plötzlich fühlen sie sich emporgehoben in eine wundervolle Blumenland-

schaft. Die Sterne, ein älterer und ein jüngerer Mann, nehmen jeder eine der beiden Indianerinnen zur Frau. Entgegen dem Verbote ihres Gemahls will nach einiger Zeit die eine Indianerin eine Pflanze, die sie essen will, ausgraben, dabei sticht sie ein Loch in den Himmel und fällt herunter. Sie selbst stirbt durch den Sturz, schenkt aber vorher noch einem Knaben das Leben. Der Sternensohn wird von einem alten Mann, der ihn findet, und von dessen Frau grossgezogen. Das geschieht sehr einfach dadurch, dass der alte Mann ihn mehrmals durch das Rauchloch oben aus dem Zelte wirft. Das erste Mal kann das Kind nur zum Zelt hereinkriechen, das zweite Mal kann es schon gehen, und das dritte und letzte Mal ist es bereits ein grösserer Knabe, der sich Pfeile von seinem Grossvater ausbittet und damit auf die Jagd geht. Er versorgt seine Grosseltern mit Büffelfleisch. Nach einiger Zeit geht er auf die Wanderschaft. Er trifft Leute, die mit Pfeilen durch einen Ring schiessen. Er stellt sich zu einem jungen Zuschauer, befreundet sich mit ihm und geht mit ihm nach Hause zu dessen Grossmutter. Der junge Mann will seinem Freunde etwas vorsetzen, aber es herrscht in der Gegend Wassermangel, weil ein Ungeheuer im See wohnt, das die Wasserholenden verschlingt. Der Sternensohn geht aber mutig mit dem Sohne des Hauses zum See, fordert das Ungeheuer heraus und ist plötzlich in einem grossen Raum, der voller Jünglinge und junger Mädchen ist. Er ist im Magen des Ungeheuers, das alles ver-

schlungen hat. Der Sternensohn zerschneidet dem Ungeheuer das Herz und befreit durch eine Oeffnung in der Seite des Tieres sich und die übrigen. Zwei Jungfrauen, die er zur Belohnung erhält, gibt er seinem Freund, da er ja selbst auf der Wanderschaft ist. Auf weiterer Wanderfahrt besteht der Sternensohn ein ähnliches Abenteuer mit einer Riesen-Eule, welche die Leute verhindert, sich Brennholz zu holen. Das dritte Mal besiegt er den Riesen Wasiya, den Wettergott, der das Wildpret stiehlt. Offenbar haben wir hier einen Naturmythus, den Kampf des Frühlings, des himmlischen Kindes, mit dem Winter, der den See zufriert, und das Holzholen und die Jagd hindert. Der Frühlingsgott ist als Sternensohn auch ein Lichtgott. Wir sehen, wie der Lichtgott in den Magen mehrerer Ungeheuer gerät und sich daraus wieder befreit. Ganz Aehnliches erzählen auch viele andere indianische Sagen, so wird Hiawatha, der Heros der Algonkinindianer, den Longfellow in seinem klassischen Epos verherrlicht, beim Fischen von einem grossen Fisch verschlungen. Er bearbeitet das Herz des Fisches, bis dieser schwach wird, und strandet, worauf die Seemöven den Eingeschlossenen durch Zerfleischung des Fischkörpers befreien. Frobenius hat auf die Verwandtschaft dieser Sagen mit polynesischen hingewiesen. Der Maori-Heros Maui wird gleichfalls vom Fisch verschluckt und von Vögeln befreit. „Die Sonne sinkt ins Meer und kommt im Osten wieder hervor. Wie kommt sie von der einen Himmelsgegend zur andern?“ Ein Fisch transportiert sie,

ist die naive Lösung und der gemeinsame Grundzug der Mythen.

Zunächst ein zweites Dakotamärchen, das Riggs von einem Dakotaindianer erzählt wurde. Es heisst „Das goldene Haupt“. Ein armer Mann hatte vier Kinder. Da er wenigstens das jüngste Söhnlein vor Entbehrung schützen wollte, zog er mit ihm aus, um es dem „Grossen Geiste“ zur Erziehung zu geben. Auf einem hohen Berge begegnete er einem Mann, der ihn nach seinem Vorhaben fragt und sich selbst als den „Grossen Geist“ bezeichnet. Der „Grosse Geist“ nimmt den Knaben mit sich nach Haus, dort hat er die Pferde zu pflegen. Auch erhält er, als der Geist eine kleine Reise macht, alle Schlüssel, darf aber nicht in ein kleines Haus eintreten. Der grosse Geist bringt noch am Abend des Tages bei seiner Rückkehr eine grosse Zahl Freunde mit, denen der Junge gefällt. Als alle wieder fort sind, und der grosse Geist sich zu einer zweiten Reise entfernt, sagt auf einmal eins der Pferde zu dem als Wächter zurückbleibenden Knaben: „Mein Freund, geh' in das kleine Haus und tauche deinen Kopf in die gelbe Masse, die du dort findest, und dann wollen wir beide vor den Menschenfressern fliehen, denn das sind die Gäste.“ Der Junge befolgt den Rat, sein Haupt wird schimmerndes, hell leuchtendes Gold. Er schwingt sich auf den Rücken des Pferdes und entflieht. Als sie von dem „Grossen Geist“ verfolgt werden, wirft der Knabe auf den Rat seines Pferdes ein Ei hinter sich. Sofort entsteht ein See, in dem der verfolgende Zauberer ertrinkt.

Auch über weitere Feinde siegt der Jüngling und das Pferd wird, wie sein Haupt, ebenfalls zu Gold. Ein goldenes Pferd, das den Reiter zum Himmel und wieder herabträgt, kommt, wie ich gleich einschalten möchte, auch in einem Ainumärchen vor. Diese Ureinwohner Japans haben auch noch andere merkwürdige Märchenzüge mit den Indianern gemeinsam. In dem eben gebrachten Indianermärchen haben wir manch interessanten Zug. So das sprechende Pferd, das uns in so vielen slawischen Märchen, wo es tschelowjetscheskim golosom mit menschlicher Stimme spricht, und auch im deutschen Märchen von der „Gänsemagd“ begegnet; ferner das verbotene Zimmer, das in den deutschen, französischen, italienischen und russischen Blaubartmärchen und anderen wiederkehrt. Zum Schlusse haben wir dann noch die „magische Flucht“, wie der Kunstausdruck der Folkloristen lautet, d. h. ein bei der Flucht weggeworfener Gegenstand verwandelt sich. Diese „magische Flucht“ tritt uns in vielen Märchen der Weltliteratur entgegen. Ich finde den von Ehrenreich in seinem schönen Buche „die Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker“ benutzten Ausdruck „magische Flucht“ bezeichnender, als den Ausdruck „Flight from witch-craft“, wie Gomme in seinem klassischen „Handbook of Folklore“ diesen Märchentyp oder eigentlich einen damit verwandten nennt. Einer einfachen, noch nicht magischen Form begegnen wir bei dem Wettlauf der Atalante, welcher Meilanion die goldenen Aepfel in den Weg wirft, als sie ihn verfolgt. Im

ungarischen Märchen vom Zauberpferd wird der Striegel, den das Pferd dem vor der Hexe entfliehenden Jünglinge gibt, zum Wald, eine Bürste zu einem zweiten dichteren und ein Friesslappen zu einem Urwald. Urbilder dieser Märchen finden sich bereits in der altjapanischen Sage von Isanagi und Isanami, die uns das Kodschiki (wörtlich: „Altegeschichtenbuch") aufbewahrt hat, und in einem indischen Märchen der Märchensammlung Kathâ-Sarit-Sâgara oder „das Meer der Märchenströme". Die Zahl dieser Mythen ist, worauf Ehrenreich hinweist, in Nordamerika geradezu Legion. Ich will ein charakteristisches Fluchtmärchen gleich hier einschalten.

Es ist ein von Boas erzähltes Märchen der nordwestamerikanischen Bilqula - Indianer und heisst: „Das entflohene Mädchen". Ein Mädchen, das es zu Hause sehr schlecht hat, entflieht in den Wald, sie kommt zu einem Haus. Eine alte Frau mit riesigem Mund und grossen Händen und Füssen schenkt ihr einen Kamm, einen Korb, etwas Fischöl und einen Wetzstein. Nach einiger Zeit kehrt ihr Mann heim. Das Mädchen muss ihm den Kopf krauen, der voller Kröten ist. Als der Alte, der das Mädchen mit schlimmen Aufgaben plagt, einmal wieder fortgeht, rät die Frau dem Mädchen, zu fliehen und packt ihr den Korb voll Sachen zum Mitnehmen. Das Mädchen entflieht auch. Der von einem sprechenden Hausgerät benachrichtigte Alte läuft ihr nach. Als er sie fast erreicht hat, wirft sie den Wetzstein hinter sich. Er verwandelt sich in einen steilen Berg. Der aufgehaltene Ver-

folger erreicht die Fliehende aber doch beinahe wieder; da wirft sie den Kamm hinter sich, der sich in einen undurchdringlichen Wald verwandelt. Als er sie nach längerer Zeit wieder fast eingeholt hat, giesst das Mädchen das Fischöl aus, das zu einem grossen mit Nebel bedeckten See wird. So entrinnt sie ihrem Verfolger und langt glücklich in ihrer Heimat an. Ganz wie hier der Unhold Kröten im Haare hat, so hat in der japanischen Sage der Donnergott Susanowo und dessen Schwiegersohn, der Herr der achttausend Speere, giftige Tausendfüssler im Haare, die der Schwiegersohn ablesen soll. Die mittelamerikanische im „Popol Wuh“ erhaltene Geschichte der Brüder Hunahpu und Chbalanke erinnert an diese japanische Sage, die ebenfalls im Kodschiki steht. Auch heisst ein Mayagott, wie Susanowos Schwiegersohn „Herr der 8000 Speere“. Verwandlungen Fliehender selbst finden sich im Algonkinmärchen von Paup-Puk-Kiwis und kommen bei allen Völkern vor. So erhielt ich von Dr. Dempwolff „Sagen und Märchen aus Bilibili, einer Insel in der Astrolabebai, Kaiser Wilhelmsland, Deutsch Neuguinea“ zugesandt. In dieser wertvollen Originalsammlung in Urtext und Uebersetzung findet sich auch eine lange Sage von den Brüdern „Kilibob und Manumbu“. Sie ist in gewisser Beziehung eine Parallele zu dem ägyptischen Märchen von den „zwei Brüdern“, das wir auch bei den Dakotaindianern finden werden. Ausserdem verwandelt sich der verfolgte Manumbu in einen Hund und dann wieder zurück in einen Menschen. Ver-

wandlungen auf der Flucht finden wir z. B. auch in Grimms Märchen „Fundevogel“ und im keltischen Märchen von Taliesin.

Ein weiteres Dakotamärchen: „Tschison der Dieb“ behandelt eine in der Literatur und Folklore vieler Völker, sogar der Ainu in Japan, wiederkehrende Diebesgeschichte mit humoristischer Färbung. Bei uns in Deutschland ist sie am besten bekannt in der Form des Andersenschen Märchens: „Der kleine Claus und der grosse Claus.“*) Ein anderes Dakotamärchen hat manche geradezu merkwürdige Aehnlichkeit mit dem vorhin erwähnten altägyptischen Märchen von den zwei Brüdern, das uns in schöner Hieroglyphenschrift erhalten ist, die im Jahre 1300 vor Christus für den späteren König Seti II. angefertigt wurde.

Die Dakota-Indianer zählen nach Finck sprachlich zur nordatlantischen Familie, zu der auch die Algonkinindianer zu rechnen sind. Die Märchen und Sagen der Algonkin-Indianer sind aus Longfellows Hiawatha bekannt. „The song of Hiawatha“ erschien zuerst im Jahre 1855 in Boston, in einem Jahre folgten 30 Auflagen. Ich kann allen, die sich mit indianischen Sagen und Märchen vertraut machen wollen, dieses Epos Longfellows empfehlen. Die Dichtung stützt sich auf eine grössere Anzahl echter Ueberlieferungen der Algonkinindianer, die nur dichterisch vereinheitlicht und angeordnet sind.

*) Dieser Tage fand ich dasselbe Scherzmärchen in der zweiten Erzählung der ersten Nacht von Straparola: „Le piacevoli Notti“ (Erstausgabe 1550).

Wenden wir uns nun zu der nördlichsten Indianergruppe, welche die Tlinkitindianer, Haidaindianer, die Tschimsianindianer, Tschinuks und andere umfasst. Alle diese Indianer haben zahlreiche Mythen und Märchen, von denen ich nur zwei charakteristische Märchen der Tschimsianindianer herausheben will. Im Tschimsianmärchen „Pelist oder die Sterne“ sitzt ein Mann mit seinem Sohne eines Abends am Strand. Der Sohn macht sich über einen Stern lustig und ruft ihm zu: „Armer Kerl, funkelnder Kleiner, du hast wohl ein bischen kalt?“ Der erboste Stern zieht ihn zum Himmel herauf und bindet ihn im Rauchloch fest, sodass die Funken ihm Brandwunden machen, um dem Knaben zu beweisen, dass er nicht kalt hat. Der weinende Vater sucht überall nach seinem plötzlich verschwundenen Sohn. Endlich sieht er auf einem Berge ein Feuer und, als er den Berg erklettert hat, sagt ihm eine Frau, die dort oben wohnt, was mit seinem Sohne geschehen ist. Dann rät sie ihm, rasch eine grosse Menge Pfeile anzufertigen. Der Mann befolgt ihren Rat, steigt wieder herunter, macht sich Pfeile und besteigt einen sehr hohen Berg. Vom Gipfel schiesst er einen Pfeil in die Höhe, der im Himmel stecken bleibt. Dann schiesst er einen zweiten Pfeil ab, der den ersten in die Kerbe trifft und so an ihm haften bleibt. In dessen Kerbe wieder einen dritten und so fort, viele Tage lang. Schliesslich kommt die Pfeilkette bis zu ihm herunter. Der Indianer, der Tabak, Farbe zum Bemalen und Schleudersteine bei sich hat, klettert an der Pfeilkette in

die Höhe und gelangt in den Himmel. Dort sagt ihm ein Himmelsbewohner, dass sein Sohn im Rauchloch hänge, dem Tode nahe sei und immer vor Schmerz über die Brandwunden weine. Der Himmelsbewohner gibt dem Indianer den Rat, sich eine Figur aus Holz zu machen, die seinem Kinde möglichst ähnlich sei. Der Mann gibt dem Himmelsbewohner aus Dankbarkeit etwas Tabak, etwas Farbe und einige Schleudersteine und macht sich daran, eine Holzfigur herzustellen. Er nimmt verschiedene Hölzer, macht daraus Figuren, die seinem Sohne ähneln, und hängt sie ins Feuer. Die Holzfiguren, deren Holz nur kurze Zeit im Feuer ächzt, verwirft er und wählt eine aus gelbem Zedernholz, die überhaupt nicht aufhört, im Feuer zu ächzen. Dann erfährt er von einem Holz spaltenden Himmelsbewohner, dem er auch Tabak, rote Farbe und Schleudersteine gibt, den Aufenthaltsort seines Söhnchens. Er erklettert nachts das Dach des Hauses, ruft seinem Sohne leise zu, ihn nicht durch Erkennungsworte zu verraten, bindet ihn los und befestigt im Rauchloch das Holzbild. Sie entfliehen. Am nächsten Tage wird die Flucht entdeckt, weil das Holzbild nach einiger Zeit doch mit Schreien aufhört. Als der Indianer seine Verfolger hört, wirft er ihnen rote Farbe, blaue Schleudersteine und Tabak in den Weg, um sie aufzuhalten. Die Verfolger heben diese Gegenstände auch auf, und seit dieser Zeit haben die Sterne verschiedene Farben. Der Freund der Verfolgten, der Holzspalter, hält die Verfolger zurück, sodass die Fliehenden das Pfeilseil hinunter kommen

und gerettet sind. Durch einen Ruck reisst der Vater alle Pfeile auf die Erde herab. In diesem Märchen haben wir neben dem bekannten Zug von der Flucht mit den den Verfolgern in den Weg geworfenen Hindernissen, die neuen Züge der Erklärung der Sternfarben und vor allem die „Himmelsleiter“ aus Pfeilen. Diese ist typisch in vielen Indianermärchen. Sehr interessant ist es, dass bei den Tupiindianern Brasiliens sich eine von Ehrenreich zitierte Sage befindet, die 300 Jahre älter ist.

Ein zweites Märchen der Tschimsian-Indianer erinnert an das Grimmsche Märchen von der „Goldenen Gans“ und lautet: „Der Junge mit der Zauberfeder“. Auf einer Wiese bei einer Stadt spielten viele Kinder und machten jeden Morgen das ganze Jahr hindurch einen grossen Lärm. Das ärgerte den Himmel. Er liess eine Feder herabfallen. Ein Junge nahm die Feder und steckte sie in seine Haare. Auf einmal flog er in die Luft. Einer seiner Kameraden stürzte auf ihn zu, um ihn festzuhalten. Der wurde auch mit in die Höhe gehoben. Ihn suchte wieder ein zweiter herunter zu ziehen, der gleichfalls in die Luft getragen wurde, und so fort, bis alle Kinder, eins am andern hängend, in den Himmel fliegen mussten und mit ihnen die ihnen zu Hilfe eilenden Erwachsenen. Die ganze Stadt ist bis auf zwei Frauen verwaist. In wunderbarer Weise entsteht aber durch die eine derselben eine zweite Generation von Kindern. Als diese einst Schlagball spielen, machen sie wieder einen grossen Lärm und werden von ihrer Mutter gewarnt. Die

Kinder aber sind ungezogen und machen eines Tages einen solchen Heidenlärm, dass der Himmel voller Grimm wieder eine Feder herabfallen lässt. Wieder steckt sich ein Junge die Feder ins Haar, und muss bald darauf in die Höhe fliegen, ihm nach die Geschwister. Das kleinste Kind, ein Mädchen, rettet aber alle durch seine Schlauheit. Sie klettert an ihren Geschwistern empor und schneidet die Zauberfeder vom Haupte des obersten Fliegers. Da fallen alle Kinder unbeschädigt zu Boden. Gleichzeitig prasseln die Knochen der früher zum Himmel empor Getragenen herab; der älteste Junge hebt die abgeschnittene Feder auf, bewegt sie viermal über die Knochen und alle werden wieder lebendig. Der Junge mit der Feder tut noch manches Wunder und entrinnt einer bösen Schwiegermutter, die ihn im Schlaf töten will, indem er mit seiner Frau den Kopfputz tauscht. Schliesslich entführt er noch die Frau des Schlafgotts, der ihn, durch seine sprechenden Hausgeräte alarmiert, verfolgt. Einen Berg, den der Schlafgott dem Helden in den Weg wirft, zerschneidet dieser mit der Zauberfeder, ebenso durchdringt er mit ihrer Hilfe einen grossen Wald, der aus einem Kamm entstand, den ihm der Verfolger in den Weg wirft. Schliesslich entrinnt er. Ausser dem Anklang an das deutsche Märchen von der goldenen Gans haben wir hier die Vertauschung des Kopfputzes, um nächtlichem Morde zu entgehen, ein Zug, der auch im deutschen Däumlingmärchen wiederkehrt. Merkwürdig ist, dass diesmal die Verwandlung der

in den Weg geworfenen Gegenstände vom Verfolger ausgeht. — Interessant ist auch der Versuch, durch eine Sage die verschiedenen Farben der Sterne zu erklären. Erklärungsmythen von Naturerscheinungen gibt es natürlich eine grosse Zahl.

Ich möchte mit einem südamerikanischen Indianermärchen schliessen, das ich dem Buch von Erland Nordenskiöld „Indianerleben" entnehme. Es ist ein Märchen der Tschané-Indianer Bolivias. Diese Indianer sind in ihrer hohen Kunstfertigkeit in der Töpferei und Weberei ihren weissen Nachbarn weit überlegen. Der Titel des Märchens lautet: „Der Mann, der sich mit der Tochter des Donnergottes, Tschikéritunpa, verheiratete." Es wurde Nordenskiöld vom Tschanéhäuptling Bôyra erzählt. Von drei armen Leuten gehen zwei auf die Suche nach Nahrung und kommen in einen grossen Wald. Sie werden von des Donnergottes Schwester freundlich aufgenommen und mit Maisbier bewirtet, auch sonst lässt sie ihnen alle körperliche Pflege angedeihen. Dafür müssen sie einem alten Mann mit der Axt einen Hieb geben, worauf sich dieser in Brennholz verwandelt. Die Frau rät den Männern, sich eine Hütte zu bauen und Tauben zu fangen. Diese Tauben sind verzauberte Frauen, die beim Baden ihre Zauberkleider ablegen. Der eine Mann erbeutet durch Raub eines Zauberkleides eine Frau, der andere, der zuviel Kleider raubt und nicht schnell laufen kann, wird eingeholt und ordentlich verprügelt. Der Mann, der sich die Frau erworben hat,

heiratet sie, eine Tochter des Donnergottes. Tschikéritunpa, der Donnergott, kommt am folgenden Tag und reitet mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohn zu seinem Hause. Unterwegs hört er eine Anzahl Christen Wünsche äussern. Die gut Gelaunten und Arbeitsamen antworten auf die Frage, was sie vorhaben und wünschen, mit nützlichen Zielen und guten Wünschen, die schlecht Gelaunten und Faulen mit schlechten Zielen und törichten Wünschen. Am nächsten Tag gehen alle ihre guten oder törichten Wünsche in Erfüllung, als der Hahn: „Jesus Christus“, „Jesus Christus“ schreit. Der Schwiegersohn des Donnergottes wird von seiner Frau über die Wunder, die ihn im Hause des Donnergottes erwarten, aufgeklärt. Schon als er vom Pferde steigt, verwandelt es sich in einen Haufen Knochen, in der Stube wird der Schemel zur grossen Schlange. Er folgt dem Rat seiner Frau und tut, als ob er sich über garnichts wundere. Ein Sohn des Donnergottes schlägt am nächsten Tage seinem Schwager Spiele vor. Der Göttersohn rückt das Haus mit dem Arme fort, der irdische Schwager muss seine ganze Kraft anwenden. Dann macht des Donnergottes Sohn das Pferd wieder lebendig, sodass es „noch fetter“ wie vorher wird. Dies Kunststück macht der irdische Mann merkwürdigerweise nach. Am nächsten Tage schlägt umgekehrt der irdische Schwager vor, die Sonne herunterzunehmen, und löst mit einer langen Rute diese gewiss nicht leichte Aufgabe so vortrefflich, dass es dem Donnergott und seinem Sohne so warm wird,

dass sie davonlaufen. „Am folgenden Tage wurde der Mann Häuptling.“ Nach einer derartigen Bravourleistung hat er diese Würde gewiss verdient. Der andere ursprünglich arme Mann, der wegen des Kleiderraubs von den Mädchen verprügelt wurde, bleibt bei des Donnergottes Schwester. Um ihn für den misslungenen Frauenraub zu trösten, lässt ihn diese vom Boden eines grossen Sees eine Hand voll Sand durch Tauchen heraufholen. Er legt den Sand ins Haus. Am folgenden Tag fordert ihn seine Freundin auf, nach dem Sand zu sehen, siehe da, es ist ein hübsches Weib daraus geworden. Trotz der Warnung der Schwester des Donnergottes, badet der Mann mit seiner Sandfrau zu oft im See, wobei er sie mit Wasser spritzt. Zum grossen Kummer des Mannes löst sich aber eines Tages die allzu nass gewordene Sandfrau auf. Damit schliesst dieses südamerikanische Märchen, das viele eigenartige Züge enthält. So den auch sonst vielfach in Indianermärchen und Märchen der Weltliteratur verbreiteten Zug von der Schwanenjungfrau, die allerdings in diesem Märchen eine „Taubenjungfrau“ ist.

Viele Anklänge an unsere Märchen haben wir gefunden, viele könnte ich noch nennen. So kommt auch ein primitives „Tischlein deck dich“ vor, dessen Gerichte allerdings nur aus Beeren bestehen, die sich immer wieder erneuern. Nicht berührt habe ich das überreiche Pantheon der mexikanischen und peruanischen Götter, sowie die interessanten Sagen von der ersten Ge-

winnung des Feuers, vom Feuerdiebstahl durch Yetl, den Raben, und andere; ferner die charakteristischen Tierfabeln der Indianer, die viele Aehnlichkeit mit den Negermärchen haben, weiter die Erzählungen von menschenfressenden Riesen, von Zwergen, die mit Vögeln kämpfen, wie die Pygmäen des klassischen Altertums, und von Menschen und Zauberwesen, die nur aus einer Körperhälfte oder gar nur aus einem Kopfe bestehen. Eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis der Indianermärchen steht uns durch die Rückkehr des verdienstvollen Ethnologen und Linguisten Dr. Koch-Grünberg von seiner Entdeckungsreise in Brasilien und Venezuela bevor.

Sagen und Märchen der Eingeborenen von Kaiser Wilhelmsland auf Neu-Guinea.

Aus dem am 20. Mai im Frankfurter Verein für orientalische Sprachen gehaltenen Vortrag über „die Sprachen von Kaiser Wilhelmsland auf Neu-Guinea“, dieser grössten Insel der Erde, nach Grönland.

Die Eingeborenen kennen Nixen, Kobolde, Riesen, Zwerge, Schlangenmenschen, einen Todesgott und z. B. die Papuas an Kap König Wilhelm einen rauchenden obersten Gott, der an den rauchenden Gott der Irokesenindianer erinnert, ferner zwei Brüder, von denen der ältere das Festland, der jüngere Inseln und Meer erschuf und auf welche die Verschiedenheit der Sprachen zurückgeht. Es entspricht dies gewissermassen der Zweiteilung in Papuas und Melanesier. Neben diesen Gottheiten haben sie aber noch zahllose Geister, und zwar gehen Tote als Geister um. Ferner besitzen alle Wesen, auch die unorganischen, also nicht nur Tiere und Bäume, sondern auch Steine einen Seelenstoff, der sie vollständig durchdringt, sie gelten also dem animistischen Sinne des Eingeborenen belebt. Damit hängt es zusammen, dass auch gelegentlich ein Kunstprodukt als belebt gilt, z. B. ein Steinbeil böse Sachen macht, Mädchen entführt usw. Dies ist ein Zug, den auch vielfach, wie ich hervorheben möchte, chinesische Märchen zeigen, wo bald ein Besen, bald ein Stück faules Holz, ein Kissen, eine Puppe und anderes unter Menschengestalt umgeht.

Lebendig gewordene Puppen kommen, nebenbei bemerkt, auch in russischen und italienischen Erzählungen vor.

Man kann sagen, der animistische Papua denkt wie Schiller in den „Idealen“:

Ihm lebt ja noch der Baum, die Rose,
Ihm singt der Quelle Silberfall.
Es fühlt sogar das Seelenlose
Von seines Lebens Wiederhall.

Denn an seiner Dichterbrust erwarmt die tote Natur.

Wir können auch sagen, der Papua denkt wie der Physiker, Chemiker und Biologe, dem auch Belebtes und Unbelebtes von geheimnisvollen Aetherkräften durchströmt wird, dem selbst im starren Holz Milliarden kleiner Molekeln im Tanze sich schwingen.

Was dem oberflächlichen europäischen Betrachter törichter und unbegreiflicher Unsinn roher Wilder erscheint, das möchte ich lieber die Anfänge der Dichtkunst und Philosophie nennen.

Aber auch die Sitten der Eingeborenen, ihre primitive technische Kultur, ihre Umgebung, Land und Meer, Tier- und Pflanzenwelt spiegelt sich sehr lehrreich in ihren Sagen und Märchen wieder.

Von dem äusserst wertvollen und reichen Schatze, den die fünf Missionare Keysser, Stolz, Zahn, Lehner und Bamler in ihren von Neuhauss veröffentlichten Abhandlungen niedergelegt haben, wie den älteren Darstellungen der Missionäre Vetter und Hofmann bei Hagen, sowie den Märchen der Bongu bei Hanke, und der Bilibiliinsulaner bei Dempwolff will ich hier nur eine ungefähre Vorstellung geben.

Ein Teil der Sagen sind Naturmythen oder besser gesagt naturphilosophische.

Die Frage: Wie kamen die Sterne an den Himmel? wird von den Papuas damit erklärt, dass die schöngeschmückten Sterne bei einer Bootfahrt von einem neidischen Menschen angegriffen worden seien. Voller Angst seien sie an den Himmel gestiegen. (Hoffmann bei Hagen). Der Mond, den eine alte Frau im Topfe hatte, stieg, als Kinder in ihrer Abwesenheit ihm in die Augen fassten, aus Furcht erst aufs Dach, dann auf immer höhere Bäume, schliesslich an den Himmel (Bongu nach Hanke).

Warum müssen die Menschen sterben? Diese Frage beschäftigt alle Naturvölker. Die Papua erzählen: Als die Menschen noch nicht starben, zogen alte Leute ihre runzlige Haut im Bade aus und verjüngten sich so. Dies tat auch eine alte Grossmutter. Als sie weiss und schön zu ihrem Enkel zurückkam, erschrak dieser jedoch, schrie und liess sich nicht beruhigen und wiederholte nur: Nein, nein, so sieht meine Grossmutter nicht aus. Schliesslich erzürnte die alte Frau, holte die alte Haut und starb mit dem Fluche, dass nun alle Menschen sterben müssen! (Kai nach Keysser-Neuhauss).

Wo kommen nun die Toten hin, und wie sieht es unter der Erde aus?

Diese Fragen beantworten zahlreiche Sagen und Märchen. So die Sage der Kai vom bösen Geiste Tâbotaing. Es waren einmal Leute auf der Schweinejagd. Plötzlich hörten sie unter sich einen Hahn schreien. Sie vermuten ein unter-

irdisches Dorf. Einer von ihnen steigt hinab und wird von den Bewohnern des unterirdischen Dorfes, lauter Toten, gefragt, woran er gestorben sei. „Durch eine Waffe oder durch Zauberei?“ Als er beides verneint und sagt, er wolle nur für sich und seine Freunde Feuer zum Rauchen holen, wird er vor den Herrn der Unterwelt, Tâbotaing, geführt. Dieser erscheint zuerst in Gestalt eines riesigen Ebers mit schrecklichem Hauern, dann als Schlange*) und schliesslich als prachtvoll geschmückter Mensch. Am nächsten Tag müssen die Toten mit Schlangen Gras abhacken. Auch der Lebende bekommt zu seinem grossen Schrecken eine giftige Schlange. Die Toten helfen ihm aber, sodass Tâbotaing ihn am nächsten Tag mit reichen Geschenken entlässt.

Die Verwandten im Dorf sind sehr erstaunt, ihn wiederkehren zu sehen, und freuen sich über seine Rückkehr und die schönen Geschenke. Als er aber, nachdem er seine Schicksale erzählt hat, etwas Fett und Taro isst, das ihm Tâbotaing mitgab, fängt er an zu zittern und stirbt.

Aehnlich wie diese Sage sind die Sagen von dem mächtigen Geiste Bonebalalong, der sich in einen Säugling verwandelt und den gutmütigen Finderinnen, die ihn pflegen, alle Hühner und Schweine auffrisst, wenn sie weggegangen sind. Der, als das Haus, um ihn zu verderben, ange-

*) Diese Schlange trägt seltsamerweise am Schwanze ein Bündel Nussschalen, welche bei jeder Bewegung klappern. Wie ich vermuten möchte, ist eine Klapperschlange gemeint, die aber nur in Amerika vorkommt. Wir werden weiterhin noch andere interessante Beziehungen zwischen Neu-Guinea und Amerika in Aehnlichkeiten von Sagenzügen der Eingeborenen finden.

zündet wird, unter Flammen und Wasserbächen in die Unterwelt stürzt. Der dann wieder zwei Schwestern erst als alter Mann erscheint, dann mit seinem Knochendolch ein Bäumchen spaltet, durch den Spalt sich zwängt und als schöner Jüngling wieder hervorkommt, der sich weiter in eine Schlange verwandelt und den Bruder der Schwestern, nachdem er ihn schon mit Geschenken entlassen hat, an mitgegebener Speise zugrunde gehen lässt.

Dann holt in einer andern Sage ein Papua seine Frau aus der Unterwelt, in der ein Blutbach und ein Eiterbach fliesst, für kurze Zeit wieder. Nach seinem fast unmittelbar nachher erfolgenden Tode gehen beide Seelen vereint in die Unterwelt zurück.

Auch wie es im Himmel aussieht, wissen die Papua.

So erzählen die melanesischen Jabim, wie ein Entführer die entführte Frau in eine Baumwohnung rettet. Als sie nun belagert werden und man den Baum zu fällen beginnt, steigt er anfänglich nachts herunter und klebt die Holzsplitter wieder an. Etwas ähnliches findet merkwürdigerweise in Indianermärchen statt, wo das abgehauene Holz von selbst wieder anwächst.

Die Verfolger helfen sich nun dadurch, dass sie die Späne verbrennen. Als er so den Augenblick kommen sieht, in welchem der Baum stürzen würde, schiesst der findige Papua einen Pfeil an den Himmel, in die Kerbe des stecken gebliebenen Pfeils schiesst er einen zweiten, in diesen einen dritten und so fort, bis das entstan-

dene Pfeilseil die Baumwohnung berührt. Er lässt nun zuerst die Frau das Seil hinaufsteigen mit ihren Habseligkeiten, dann folgt er selbst nach und erst, als er schon das Seil erfasst hat und in Sicherheit ist, stürzt der Baum, sodass seine Verfolger bewundernd und verdriesslich ausrufen: der Schlaukopf!

Hochinteressant ist es nun, dass das Motiv der Pfeilkette auch in den Indianermärchen vielfach vorkommt.

Die Pfeilkette kehrt noch in einem anderen Papuamärchen wieder, in dem Märchen Ndam (Die Plejaden) der Tamiinsulaner.

Auch hier wird vom Baume aus, der umgehackt werden soll, Pfeil auf Pfeil abgeschossen und so eine Leiter an den Himmel geschossen.

Hierzu bemerkt Bamler: „Da Pfeil und Bogen am Huongolf nicht heimisch sind, sondern erst von Kap König Wilhelm an nach der Astrolabebucht hin, so spielt die Geschichte wohl in jener Gegend“. Wie ich aber schon bemerkte, kommen ganz ähnliche Sagen auch bei den Indianern vor, können also auch über die Südseeinseln nach Neu-Guinea gewandert sein.

Wie sieht es nun im Papuahimmel aus?

Darüber berichtet uns die Kaisage vom Himmelsdorf Kosombolong.

Ein langes Rotangseil hing von diesem Dorf auf die Erde herab. Ein Himmelsmann kletterte daran herunter auf die Erde. Als er jedoch einen Erdenbewohner mit seinem Hunde kommen sah, kletterte er schleunigst, in dem er sich in einen Leguan verwandelte, wieder in den Himmel zu-

rück. Der irdische Mann kletterte ihm nach in den Himmel. Da sein Hund in sein Dorf zurücklief, glaubten seine Angehörigen, als sie vergebens die Umgegend nach ihm abgesucht hatten, er sei tot. Sie legten daher Trauerarmringe an. Der Mann wurde indessen freundlich vom Himmelsmann aufgenommen und die Nacht beherbergt. Da es ein solider Mann war, der den Frauen des Himmelsmannes nicht nachstellte, wurde er nach reichlicher Bewirtung unbehindert wieder zur Erde entlassen. Ein Freund, dem der freudigst wiederbegrüsste Totgeglaubte alles erzählte und das Rotangseil zeigte, klettert daran empor. Auch er wird freundlich aufgenommen, da er aber den sämtlichen Frauen des Himmelsmannes nachstellt, wird das Seil vom Himmelsmann gekappt, als der zur Erde Steigende erst die Hälfte des Weges zurückgelegt hat. Der Mann stürzt also ab und stürzt mit durch sein Aufprallen gelockerten Erdmassen in den Bângibach am Sattelberg.

Die Frage nach der Erschaffung ihrer Heimat wird von den Bewohnern der zu Kaiser Wilhelmsland gehörenden Dampierinsel nach Missionar Hoffmann (bei Hagen) folgendermassen gelöst:

Drei Riesen: Kelibob, Mannube und Anute teilten sich in die Schöpfung, indem Mannube Nord-Neu-Guinea, Anute den Süden, und Kelibob die Inseln und Gebirge erschuf.

Kelibob schoss nämlich einfach Stücke vom Festlande mit seinen Pfeilen ab, sodass dadurch die Inseln entstanden. Auf einmal zerriss die

Sehne und in seiner Wut schleuderte der Riese Kelibob seinen Bogen auf das Festland, d. h. die Rieseninsel Neu-Guinea. Daraus entstanden dann die Gebirge.

Die Papuas von Kaiser Wilhelmsland erzählen eine ausführliche Sage von zweien dieser drei Riesen, nämlich von den Brüdern Kelibob und Mandumba (bei den Bilibili-Insulanern Manumbu nach Dempwolff).

Die Sage, wie sie Hoffmann (bei Hagen) erzählt, enthält eine ganze Anzahl auch vereinzelt vorkommender Geschichten vereinigt.

Die Brüder sind Fischer, hatten aber noch keine Kanus. Auch kannten sie keine Feldfrüchte wie Yams und Taro, sondern kochten Steine mit den Fischen zusammen und leckten die Steine, die natürlich nicht weich werden wollten, einfach ab und warfen sie ins Meer. Eine Riesenfrau, die Kelibob, der ältere der Brüder, heiratet, schüttelt aus den dicken Armen und Beinen lauter Yams, die sie kocht, worüber die Brüder sehr erfreut sind. Der jüngere Bruder Mandumba betrügt aber seinen Bruder mit dessen Frau und wird von diesem zur Strafe in eine Grube, die zum Hausbau dienen soll, eingeschlossen, aber von einer Erdhummel durch einen langen Gang, den sie gräbt, befreit. Wieder an der Oberfläche der Erde, fängt Mandumba an, Kanus zu bauen. Ein Sohn Kelibobs und Namensvetter Mandumbas findet seinen Onkel beim Bootbau. Er gibt seinem Onkel von seinen Fischen und darf beim Bootbau helfen. Tiere besteigen das fertige Boot. Das Boot wird aber vom Sturm zertrümmert.

Das Huhn sitzt mit wehenden Federn zuerst am Steuer, dann der Kasuar, der mit seinem Sporn ein so grosses Loch ins Boot tritt, dass das Boot sinkt. Um das Kanu zu verbessern, werden die Sehnen und Adern von Mandumbas Mutter benutzt. Was davon nicht zum Befestigen des Masts, der Planken und des Auslegers gebraucht wird, wird in Bambusbüchsen getan. Hieraus hüpfen später beim Oeffnen viele Männer und Frauen, die das Land im Osten bevölkern. Durch Sandauswerfen entstehen Inseln. Drei Tiere werden ausgesandt, um zu sehen, ob sie trocken sind. Auf einer derselben wird eine besondere Sprache gesprochen.

Hagen meint, dass die Kelibob-Mandumba-Anute-Sage eine polynesische Reminiszenz sei und Ratzels Ansicht bestätige, dass das Grundgewebe der melanesischen Mythologie aus polynesischen Fäden bestehe.

Haben wir es in Kelibob, Mandumba und Anute mit Riesen der Sage zu tun, so kennen die Papuas andrerseits auch Zwerge, die nächtlicherweile am Meeresstrand mit ihren langen Haaren, die sie als Angel benutzen, Fische fangen.

Diese Zwerge sind nun aber etwas mehr als Mythe. Es gibt am Sattelberg noch heute Pygmäen.

Aus der Mandumbasage ist auch eine Episode interessant, die von den Kai erzählt wird und die Frage beantwortet, wie es möglich war, dass hoch oben auf dem Sattelberg die Schale einer Meermuschel gefunden wurde. Die Sage erzählt, die gutmütige Muschel hätte den

schiffbrüchigen Kasuar den Berg heraufgetragen, sei aber dann von ihm getötet worden, sodass die Schale oben blieb.

Die Papuas unseres Schutzgebietes auf Neu-Guinea haben noch viele interessante Märchen und Legenden, so auch viele Fabeln, welche erklären, warum Tiere die und die Eigenschaft haben, ferner amüsante Diebesgeschichten, ein Blaubartmärchen und zahlreiche Kulturmärchen, die uns in sagenhafter Form zeigen, wie man Ackerbau, Jagd und Schiffbau lernte, und, wie dumm es ist, wenn einer meint, ohne weiteren Apparat den Vögeln das Fliegen nachahmen zu können. Manche Geschichten sind mehr Sittennovellen. In der Tat bildet ja die Folklore den Anfang der Wissenschaft und der schönen Literatur.

Zum Schluss will ich nur noch darauf hinweisen, dass erst die Kenntnis der Sprachen uns die Kenntnis der Folklore und der Volksseele ermöglicht hat.

Zusätze.

Die Entstehung der Sprachen.

In der Sprache der Ainu, der Urbewohner Japans, heisst ein Vorgebirge schiriitu, wörtlich „eine Erdnase“. Aehnlich heisst im Türkischen burun sowohl Nase, wie Vorgebirge. Der Mond heisst bei den Ainu antsikara - tschupp, wörtlich „Die Nachtsonne“, ein Ast ni - teke „Baumhand“, ein Schreiber heisst kambi - schischam, wörtlich ein Papiermensch“, die Milch to-be „das Brustwasser“, der Tau mumbe statt munibe „das Pflanzenwasser“.

Ich entnehme diese Ainuworte und Deutungen der Schrift von Pfizmaier, Untersuchungen über den Bau der Ainu-Sprache. Wien 1851.

Im Sumerischen heisst die Unterwelt uru-gal „Stadtgrösse“, also die grosse Stadt. nim-làl „die Fliege des Honigs“ ist die Biene, mâsch-gê „Erzeugnis der Nacht“ ist der Traum.

Vgl. Delitzsch, Kleine sumerische Sprachlehre. Leipzig, J. C. Hinrichsche Buchhandlung 1914. Vokabular.

Die Sprache der Kinder.

Auszug aus einem Briefe meines Bruders, Oberlehrer Dr. E H. Schütz, vom 4. September 1914 über den Sprachschatz seines jüngsten Töchterchens Marie (20 Monat alt):

Alles nicht anfassbare ist „heiss“, „Buttabrot“ jedes Nahrungsmittel, „Hottehott — Wauwau“ jedes Tier, auch Vögel, doch werden diese auch „Piep“ genannt. — Sie spricht alles nach, was man ihr vorspricht, und versucht die Vaterlandslieder schon selbständig zu singen.

Ostasiatische Märchen.

Bezüglich chinesischer Märchen verweise ich noch auf die reichhaltige Sammlung von Giles, Strange stories from a Chinese Studio. 2 Bde. London 1880, welche viele höchst originelle Märchen enthält. So wird in einem derselben erzählt, wie ein gelehrter Herr Fang von der Dienerin einer himmlischen Schönheit zur Strafe für seine indiskreten Blicke nach ihrer Herrin eine Hand voll Staub in die Augen geworfen bekommt. Infolgedessen erblinden seine Augen durch eine sie immer mehr überziehende Haut. Der Gelehrte giebt sich buddhistischer Resignation hin und hört eines Tages, wie ein Stimmchen, das aus seinem linken Auge ertönt, die Worte sagt: „Es ist hier doch schrecklich finster“. Aus dem rechten Auge antwortete ein zweites: „Wir wollen einen Spaziergang machen, um uns zu zerstreuen.“ Etwas geht hierauf seine Nase innen entlang, zu den Nasenlöchern heraus, und auf demselben Wege zurück. Die eine der Stimmen beklagt, dass die Lieblingspflanzen des Herrn Fang vertrocknet sind. Zum Erstaunen des Gelehrten bestätigt ihm seine Frau diese Nachricht. Er er-

zählt ihr Alles, und die Frau sieht von einem Versteck aus zwei kleine bohnengrosse Leutchen aus der Nase ihres Mannes hervorkommen, und nach einiger Zeit dorthin zurückkehren. Es sind dies die Pupillen der Augen Fangs. Der für Fang erfreuliche Schluss der Erzählung berichtet, wie die dünnere Haut, die vor dem linken Auge lagert, durchbrochen wird, weil die beiden Pupillen den Weg durch die Nase zu umständlich finden. Fang bleibt zwar auf dem rechten Auge blind, sieht aber mit dem linken, bald völlig entschleierten, desto besser, da es zwei Pupillen bekommen hat.

Wie Giles wohl mit recht bemerkt, ist der Grund zu dieser Annahme eines menschlichen kleinen Wesens im Auge das Bildchen, welches den Beobachter wiederspiegelt.

Ich möchte dabei daran erinnern, dass unser aus dem Lateinischen stammendes Wort Pupille, Püppchen, kleines Mädchen bedeutet, dass die Pupille im Spanischen niña de los ojos, die Kleine der Augen, im Hebräischen ischon ajin das Männchen im Auge und im Chinesischen t'ûng lautet, welches letztere Wort auch „Kind“ bedeutet. Das chinesische Zeichen setzt sich aus den Zeichen für „Auge“ und „Kind“ zusammen.

Ich muss mir versagen, auf die reizende Märchen-Novelle vom lachenden Fräulein Ying-Ning und Anderes näher an dieser Stelle einzugehen.

Auswahlen c h i n e s i s c h e r Märchen in deutscher Uebersetzung haben kürzlich die Ver-

lagsanstalten Rütten und Löning in Frankfurt a. Main und Eugen Diedrichs in Jena herausgegeben.

Ebenso giebt es verschiedene deutsche Uebersetzungen japanischer Märchen, so die von Alberti, Altenkofersche Verlagsbuchhandlung, Straubing. Die Märchen vom „Pfirsichsohn „Momotaro", vom „Prinzen Reissack und dem Tausendfuss", „von den streitenden Brüdern und dem Flut und Ebbe verursachenden Wunderkleinod" und viele andere gehören, meines Erachtens, in die Weltliteratur.

Eine Parallele zu einem Zuge des koreanischen Märchens bietet das hübsche portugiesische Märchen Las tres cidras do amor. Ein König findet auf der Jagd an einem Baume drei grosse Pomeranzen, als er eine zerteilt, entspringt ihr ein wunderschönes Mädchen, das aber stirbt, da es keinen Trunk Wasser erlangt, ebenso geht es dem in der zweiten enthaltenen. Nur das aus der dritten hervorkommende bleibt leben. Wir haben also hier ebenfalls Früchte, die Wundersames enthalten. Vgl. Azevedo, Romanceiro do Archipelago da Madeira. Funchal 1880.

Buddhistische Legenden.

Die Verankerung der „fliegenden Stadt" in dem 454. Dschâtaka erinnert an die unserer Zeppeline.

Einen eigentümlichen Anklang an die leitende Idee der Buddhistischen Legenden zeigt

Henry Fieldings (1707—1754) Buch A Journey from this World to the next. Der Erzähler, der seine eigenen Schicksale nach seinem Tode erzählt, trifft im Himmel unter anderem den römischen Kaiser Julian Apostata. Dieser erzählt ihm nun seine mannigfachen Schicksale in verschiedenen Lebensläufen, in welchen er der Reihe nach Kaiser, Sklave, Jude, General, reicher Erbe, Zimmermann, Lebemann, Mönch, Geigenspieler, Weiser, König von Spanien, Narr, Staatsmann, Soldat, Schneider, Richter, Dichter, Ritter und Tanzlehrer ist.

In den Contes Chinois ou les Aventures merveilleuses du Mandarin Fum-Hoam, erschienen im Cabinet des Fées 1785—1789, lässt der Verfasser Gueulette den genannten Mandarin einer Kaiserin seine Schicksale in zahlreichen von ihm durchlebten Lebensläufen erzählen. Die Aehnlichkeit mit den Dschatakas ist hier noch grösser, da die Seele des Mandarins auch verschiedene Tierleiber bewohnt.

Von dem moralischen Ernste und der Würde der meisten Dschâtakas sind allerdings die genannten europäischen Romanwerke weit entfernt.

Die indische Märchensammlung des Somadewa.

Tawney hat seiner Uebersetzung*) zahlreiche Anmerkungen mit Angabe interessanter Parallelen in Sagen und Märchen der verschiedensten Völker beigefügt.

---

*) The Kathá Sarit Ságara or Ocean of the Streams of Story translated from the Original Sanskrit by C. H. Tawney, M. A., Vol. I. & II. Calcutta 1880—1884. Bibliotheca Indica 86. I. & II.

Mein Vortrag konnte nur einiges aus dem unerschöpflichen Reichtum des indischen Märchenmeeres als Probe bringen.

So habe ich unter anderm weder auf die rührende Erzählung vom Helden Widûschaka noch auf die des hingebungsvollen Prinzen Dschîmûtawâhana eingehen können, bei welcher ein Wunschbaum, der Riesenvogel Garuda und die Schlangen eine grosse Rolle spielen.

Von den erwähnten Wetâlageschichten möchte ich noch ein zweites Beispiel geben.

Bin junger Ehemann begiebt sich mit Frau und Schwager auf des letzteren Aufforderung zum Tempel der furchtbaren Göttin Durgâ. Der exaltierte Schwager, der den Tempel zuerst betritt, will sich zu Ehren der an blutige Opfer gewöhnten achtzehnarmigen Göttin, opfern. Er befestigt sein Haar an einer Glockenschnur und haut sich selbst mit einem im Tempel sich findenden geweihten Schwert den Kopf ab. Der den Tempel nach ihm betretende junge Ehemann folgt in gleicher Extase dem schrecklichen Beispiel seines Schwagers.

Die zuletzt den Tempel betretende junge Frau sieht mit Entsetzen die enthaupteten Leichen ihres Mannes und ihres Bruders. Sie betet zu der Göttin und will sich selbst als drittes Opfer ihr darbringen, da ruft ihr eine Stimme zu: „Handle nicht übereilt, meine Tochter, und vereinige die Köpfe deines Gatten und deines Bruders mit den Leibern; als Zeichen meiner gnädigen Gesinnung sollen sie wieder lebendig werden.“

Die junge Frau fügt nun aber in ihrer freudigen Bestürzung den Kopf ihres Mannes auf den Leib ihres Bruders und den ihres Bruders auf den Leib ihres Mannes. Als nun beide wieder lebendig geworden nach einem Dankgebet an Durgâ mit der glücklichen jungen Frau heimgehen, bemerkt diese unterwegs die Verwechslung und gerät in grosse Bestürzung.

Der Wetâla schliesst seine Erzählung mit der Frage: „So sage mir denn, o König, welcher von beiden war nun ihr Mann oder ich töte dich." Der König antwortet: „Derjenige, welcher den Kopf des Mannes hatte." Da der König die Frage richtig gelöst hat, entflieht der Wetâla und der König geht wieder zurück, um ihn zu holen.

Eine sehr eigenartige Variante der über die ganze Welt verbreiteten Erzählung von den drei Zauberdingen, um welche sich zwei Erben streiten, so dass ein Dritter, bei Somadewa Putraka, sie gewinnt, findet sich in des russischen Dichters Schukowski Märchendichtung „Von Iwan dem Zarensohn und dem grauen Wolf". Anklänge finden sich auch im neuarabischen Märchen „Vom Spielmann und seinem Sohne".

Indianische Sagen und Märchen.

Einen eigentümlichen Anklang zur Pfeilkette bietet das serbische „Märchen vom Luftschloss". In diesem wird eine Prinzessin von einem Drachen in sein Luftschloss entführt. Als die zu ihrer Aufsuchung ausziehenden Brüder an Ort und Stelle angelangt das Schloss hoch über sich

in der Luft schweben sehen, schneidet der jüngste aus der Haut seines Pferdes einen Riemen, befestigt an seinem äussersten Ende einen Pfeil und schiesst ihn nach dem Schloss, klettert auch dann an ihm herauf und führt das Befreiungswerk zu Ende. Den Ausgang des Märchens bildet der oft widerkehrende Zug der Missgunst der älteren Brüder gegen den erfolgreichen jüngeren und dessen endlicher Sieg.

Die am Schlusse meines Vortrages ausgesprochene Hoffnung, dass Herr Prof. Dr. Koch-Grünberg eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis südamerikanischer Indianermärchen von seiner Entdeckungsreise mitbringen werde, hat sich glänzend erfüllt.

Derselbe hielt am 17. Februar 1914 in unserem Frankfurter Verein für orientalische Sprachen, dessen Ehrenmitglied er ist, einen hochinteressanten Vortrag über „Mythen und Legenden südamerikanischer Indianer". Die Veröffentlichung seines reichhaltigen Materials steht in Bälde bevor.

Sagen und Märchen der Eingeborenen von Kaiser Wilhelmsland auf Neu-Guinea.

Aehnlich wie Bonebalalong sich, indem er durch ein gespaltenes Bäumchen kriecht, verjüngt und verschönt, kriecht im russischen Volksmärchen Bulat seinem Pferde ins eine Ohr und verjüngt und verschönt, nach einem Gabelfrühstück, das er im Pferdekopf geniesst, aus dem andern Ohr wieder hervor.

Das schöne Werk von Hofrat Hagen, Unter den Papuas, wurde von ihm 1899 in einem Wiesbadener Verlag herausgegeben.

1911 erschien das von mir benützte Prachtwerk: Neuhauss, Prof. Dr., Deutsch-Neuguinea. Drei Bände, Berlin, D. Reimer 1911. 4⁰.

Im dritten Bande finden sich die Abhandlungen der Missionare Keysser, Stolz, Zahn, Lehner und Bamler über das von ihnen gesammelte folkloristische Material. Herr Geheimrat v. Luschan erklärt in einer Besprechung, dass diese Beiträge für allezeit ein Ruhmestitel für die Mission sein werden, ein Urteil, dem ich nur beipflichten kann.

Nachwort.

Während des Druckes der vorliegenden Sammlung hat ein gewaltiger Krieg den stillen Frieden abgelöst. In rascher Folge haben unter der Führung unseres Kaisers und seiner Generäle die deutschen Heere trotz hartnäckigen Widerstandes den grössten Teil von Belgien besetzt und in gewaltigen Schlachten im Westen die Franzosen und Engländer, im Osten unter Generaloberst von Hindenburg die Russen besiegt. Gleichzeitig haben unsere Luftschiffe und Flieger, unsre Kreuzer und Unterseeboote staunenswerte Erfolge errungen. Die Namen Zeppelin, Schütte-Lanz, Helmut Hirth, „Emden", „U 9" und Weddigen sind wie die der Eroberer von Lüttich und Antwerpen der Generale von Emmich und von Beseler und wie auch der Name des Generals von Kluck, des Besiegers der Engländer, in aller Munde.

In so kriegerisch-ruhmvoller Zeit möge die vorstehende Schrift, welche zeitlich mit der Eröffnung unserer Frankfurter Universität zusammenfällt, als ein kleines Zeichen deutscher wissenschaftlicher Betätigung mit Wohlwollen entgegen genommen werden.

Ist doch, wie schon Friedrich der Grosse, auch unser Kaiser Wilhelm II. nicht nur ein lorbeergekrönter Feldherr sondern auch ein Schirmer von Kunst und Wissenschaft, und ist doch ebenso der philosophische Geist unseres

hochverdienten Reichskanzlers von Bethmann Hollweg genugsam bekannt.

Der in Frankreich soeben sieggekrönte Kronprinz Rupprecht von Bayern ist auch ein mächtiger Förderer des Studiums des Orients, den unser siegreicher Kronprinz Wilhelm gleichfalls aus seiner indischen Reise kennt. Von echt wissenschaftlichem Sinn durchdrungen sind auch viele andre deutsche Fürsten, so der Grossherzog von Hessen, der Herzog von Altenburg und der verdienstvolle Afrikaforscher Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, die alle zur Zeit im Kriege sich auszeichnen.

Eines der schönsten philosophischen Lehrgedichte der Inder, das Bhagawat-Gita, ist nur eine Episode des Heldengedichtes Maha-Bhârata.

Dr. Ludwig Harald Schütz.

Frankfurt a. M., 1. Oktober 1914.

Weitere Schriften des Verfassers.

Vom Verfasser der vorliegenden Vortragssammlung: „Die Entstehung der Sprachen und andere Vorträge.*) Dritte Auflage“ erschienen ferner im gleichen Verlage:

Die Hohe Lehre des Confucius oder die Kunst, weise zu regieren. Ein Beitrag zur Kenntnis der Sprache und Kultur Chinas von Dr. Ludwig Harald Schütz. Mit dem chinesischen Text und Bildern nach chinesischen Originalen. 64 Seiten Gross-Oktav mit neun Bildern und einem Kärtchen. Verlag von J. St. Goar, Frankfurt a. M. 1909. Preis steif-brosch. M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—.

Eine kurze aber klare Einführung in die chinesische Sprache und die philosophisch so interessante Schrift. Didaskalia.

Ein klares gemeinverständliches Werk.
Dr. G. Panconcelli - Calzia.

Ein dankenswertes Unternehmen. Frankf. Zeitung.

Die altchinesische Kultur findet eine treffliche Beleuchtung durch (dieses) ebenso gelehrte wie leichtverständliche Werk. Prof. Dr. Heinr. Schmidt.

Die Hauptsprachen unserer Zeit. Mit einer Einleitung: „Die wichtigsten Sprachen der Vergangenheit“, sowie mit zahlreichen Schrift- und Sprachproben von Dr. Ludwig Harald Schütz. Mit

*) Ueber die zweite Auflage der „Entstehung der Sprachen“ urteilt die „Weser-Zeitung“: Wer die kleine Broschüre nicht selber in der Hand gehabt hat, glaubt es einfach nicht, welche Fülle von Ergebnissen und Gedanken auf so engem Raume hat vereinigt werden können.

einer Sprachenkarte und ausführlichen Registern, XI, 226 Seiten Gross 8⁰. Mit zahlreichen kunstvollen eigens für das Werk angefertigten Initialen. Frankfurt a. M. Verlag von J. St. Goar 1910. Preis in geschmackvollem Einband, mit einer Abbildung der Myronischen Athena, geb. 6 Mk.

Ein Buch, das die Philologie von der liebenswürdigsten Seite zu zeigen weiss. Tägliche Rundschau.

Gebildeten Laien, die ein Bild von der Mannigfaltigkeit der Sprachen zu erhalten wünschen, wird das anmutige Buch auf dem Weihnachtstisch willkommen sein. Frankfurter Zeitung.

Eines der seltenen Bücher, das umfassendste Gelehrsamkeit und Belesenheit mit liebenswürdigem Geschmack und Kunstsinn zu verschmelzen weiss.
Münchener Neueste Nachrichten.

Die deutschen Kolonialsprachen. Vortrag gehalten bei der Eröffnung des Frankfurter Vereins für Orientalische Sprachen. Mit Sprach- und Schriftproben, einer die neuesten Erwerbungen berücksichtigenden Uebersichtskarte und einem Anhang: Die durch den Marokko-Kongovertrag neu hinzukommenden deutschen Kolonialsprachen. Von Dr. Ludwig Harald Schütz. Frankfurt a. M. Verlag von I. St. Goar, Preis 2 M., 1912.

Eine famose Uebersicht. Weser-Zeitung.

Ein kleines, hübsches, jedem Gebildeten verständliches Buch. Frankfurter Zeitung.

Weitere Publikationen des Verfassers sind:

Der Eisenhammer. Ein technologisches Gedicht des 16. Jahrhunderts verfasst von Nicolaus Bourbon dem Aelteren. Uebersetzt und erläutert, mit einem Leben des Dichters und dem lateinischen

Original herausgegeben von Ludwig Harald Schütz. Göttingen 1895. Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, zu beziehen durch Th. Weichert, Leipzig. Preis M. 1.—.

Gewährt einen dankenswerten Einblick in die sozialen Verhältnisse einer lange vergangenen Zeit.

Die Hilfe.

Die Lehre von den Leidenschaften bei Hobbes und Deskartes. Inauguraldissertation zur Erlangung der Doktorwürde der hohen philos. Fakultät der Georgs - Augusts - Universität zu Göttingen vorgelegt von Ludw. Harald Schütz, Hagen i. W. 1901. Druck von Bald und Krüger.

Die Fortschritte der Technischen Physik in Deutschland seit dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II., von Dr. Ludwig Harald Schütz, Berlin. Verlag von Gebr. Bornträger. 1904.

Vollkommene Beherrschung des Stoffes, Klarheit der Darstellung und Angemessenheit des Stils.

Didaskalia.

Weiter gab der Verfasser heraus:

Hilliger-Album. Enthaltend die Kompositionen Herm. Hilligers nebst Lebensbild, herausgegeben von Dr. Ludwig Harald Schütz. Musikalienverlag von Johann André, Offenbach a. M. 1913. Preis M. 3.—.

Das hübsche Album sei allen Freunden melodiöser, guter Musik aufs Wärmste empfohlen.

Frankfurter Warte.

Geschichten und Schwänke aus dem Orient. Aus dem Persischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Arthur Heyne. Mit einem Vorwort von Dr. Ludwig Harald Schütz. Dresden und Leipzig „Die Sonne“, Belletristische Verlagsanstalt 1914. Preis brosch. M. 1.50.

„Es ist zu hoffen, dass die vorliegende Heynesche Auswahl aus der persischen Schwanksammlung recht viele Leser findet, da sie unter Vermeidung von allen Unschicklichkeiten viel Amüsantes enthält und die Uebersetzung in ansprechender Darstellungsweise abgefasst ist.“

Soeben erschien:

Sunufatarungo. Vereinigte Gedichte von Vater und Sohn. Herausgegeben von Dr. Ludwig Harald Schütz, mit einem Titelbild von Georg Widmann. Leipzig und Frankfurt a. M. Verlag der Kesselringschen Hofbuchhandlung, 1914. Preis: In elegantem Einband und Schutzkarton M. 4.50.

Ein durch und durch liebenswürdiges Buch.
Weser-Zeitung.

Die 205 Seiten starke, Herrn Robert Flersheim gewidmete Gedichtssammlung umfasst eine grosse Zahl eigenartiger und formgewandter Dichtungen. Die Gedichte des Vaters (Prof. Dr. Harald Schütz in Frankfurt a. M.) erstrecken sich auf einen Zeitraum von mehr als sechzig Jahren und enthalten neben sehr ansprechenden Gelegenheitsgedichten viele Gedichte, welche von warmem poetischen Empfinden, abgeklärter Weisheit und stets von grosser Begabung Zeugnis ablegen. In zwanzig Sprachen zeigt sich Herr Dr. Ludwig Harald Schütz (der Sohn und Herausgeber) auch als geschickter Uebersetzer. Mit einer ansprechenden „buddhistischen Legende“ schliesst das inhaltreiche, schön ausgestattete Buch, das wir unseren Lesern bestens empfehlen. Frankfurter Warte.

Dichters Waffen sind die Lieder. Nicht im Wettkampf gegen einander wie im Hildebrandsliede haben Sohn und Vater (sunufatarungo iro saro rihtun) ihre Rüstungen geordnet, sondern Schulter an Schulter stehend im Ringen um den Lorbeer der Kunst — ein

herzerfreuendes Bild edler Waffengenossenschaft, beide durchglüht von Begeisterung als Erbteil der romantischen Heimat ihrer Ahnen, der Insel voll wilder Schönheit, heisser Quellen, Vulkane und Lavaströme, der Harald Schütz, der Vater, ein prächtiges Eingangsgedicht gewidmet hat. Gedankendichtungen, Gedenkblättern, humoristischen Gedichten, Stimmungsbildern, der Spruchweisheit des Vaters folgen nicht minder bedeutende Gedichte des Sohnes. Unter letzteren seien besonders hervorgehoben: das an Goethes freie Rhythmen gemahnende „Die Gedanken“, das lustige Poem „Frühling“, das balladenartige „Der Zigeuner“. Ludwig Harald Schütz' des Jüngern Bedeutung zeigt sich auch in feinsinnigen Uebersetzungen aus fremden Sprachen, zu denen ihn eine phänomenale Kenntnis und Durchforschung von mehr als zweihundert Sprachen geführt hat.

Deutsche Lieder. Monatsschrift für Dichtkunst und Kritik. August 1914. Herausgeber Hermann Kiehne.